
ar
4/85
ARMEERUNDSCHAU
SOLDATENMAGAZIN
1,– MARK
Biwak der Waffen-brüder


Bild: Michael Nitzschke



Was ist Sache?

Was ist eine betriebliche Einladung wert, wenn die NVA nicht darauf reagiert? Hans-Martin Schuldte

Kann ich die AR, „Die Weltbühne" und die Moskauer „Neue Zeit" auch in der Kaserne beziehen? Ingo Malzow

Da schickte Ihr Betrieb einen Brief auf die Reise – adressiert an den Gefreiten Jochen Willert, Mitglied Ihrer Brigade, und enthaltend die Einladung zu einem Fest. Es wird, wie Sie schreiben, alljährlich veranstaltet und ist ein Dankeschön für die erfolgreiche Planerfüllung im Vorjahr. Stets denkt man dabei auch an jene Kollegen, die derzeit in unseren Streitkräften dienen. Wie Jochen Willert. Und da er nicht nur ein guter Arbeiter, sondern auch ein mit dem Bestenabzeichen geehrter Soldat ist, sollte ihm zudem noch eine Prämie überreicht werden. Zwar hat er sie inzwischen erhalten, aber eben nicht auf besagtem Betriebsfest. Trotz Einladung bekam er keinen Urlaub.

Ich finde, es ist eine gute und schöne Sache, daß Ihr Betrieb „seine" Soldaten zu solchen Höhepunkten wie dem genannten bei sich wissen möchte und sie dazu einlädt; ganz offiziell übrigens, mit Unterschrift des Betriebsdirektors und des BGL-Vorsitzenden. Zwar ist dies schon vielfach, aber noch nicht überall so. Auch Ihre Brigade fühlt sich mit dem Jochen verbunden, zählt ihn weiterhin zu den ihren. Darin drückt sich aus, daß Volk und Armee in unserem Arbeiter-und-Bauern-Staat zusammengehören, daß sie eins sind. Ich werte dies umso höher, als Ihrer Brigade wie Ihrem Betrieb Einbeziehung und Einladung „etwas Selbstverständliches" sind: selbst verstandene und praktizierte politisch-moralische Haltung zum Soldatsein für Frieden und Sozialismus, zu den Kämpfern aus den eigenen Reihen in den eigenen Reihen.

Gewiß, das ist auch gesetzlich fixiert; jedoch beziehen Sie sich nicht darauf – beispielsweise auf die Einberufungsordnung vom 25. März 1982, in der bestimmt ist, daß die Betriebe die „aus ihrem Zuständigkeitsbereich einberufenen Wehrpflichtigen" zur „Teilnahme an betrieblichen Höhepunkten einzuladen" haben. Allerdings steht dort auch, daß der Einladung nur gefolgt werden kann, wenn dies die „Anforderungen und Möglichkeiten des aktiven Wehrdienstes" zulassen. Damit wird das eine nicht wieder durch das andere zurückgenommen oder gar die Einladung wertlos gemacht.

Bleiben wir bei Jochen Willert. Das Betriebsfest war am 9. Februar, einem Sonnabend. Nun weiß ich zwar nicht, was in seinem Truppenteil anlag, aber ich gebe zu bedenken: Gehörte er vielleicht zu jenen Soldaten, die in den Braunkohletagebauen eingesetzt waren, um die Energieversorgung der Republik zu sichern? Oder war er möglicherweise an jener Übung von Truppen der Sowjetarmee, der Polnischen Armee und der NVA beteiligt, über die die Zeitungen an eben diesem Tag berichteten?

Und selbst wenn dies nicht zutrifft, gab es aus militärischen Notwendigkeiten heraus zweifelsohne gewichtige Gründe, ihn nicht zu dem Betriebsfest fahren zu lassen. Schließlich bedarf es zu jeder Stunde und an jedem Tag hoher Gefechtsbereitschaft und Wachsamkeit, um den Frieden zu sichern. Dabei nicht nur die Gesellschaft im allgemeinen, sondern auch den Betrieb, die Brigade, die Familie hinter sich zu haben, ist außerordentlich wichtig – selbst wenn einer Einladung nicht Folge geleistet werden kann, ein Besuch bei den Arbeitskollegen nicht möglich ist. Allerdings sollte der Betrieb darüber informiert werden. Am besten durch den entsprechenden Kommandeur.



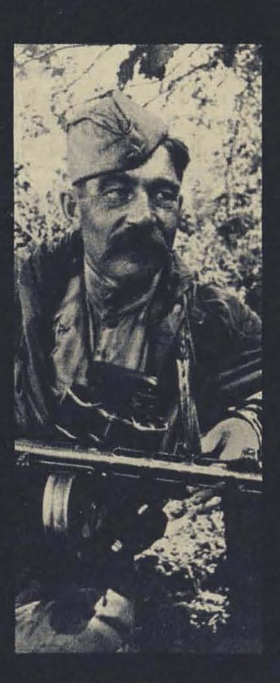
Natürlich können Sie das, ist doch jedem Armeeangehörigen das Recht auf politische Bildung und Weiterbildung garantiert. Und dazu gehört ja wohl auch das Zeitunglesen. Wenn Sie einberufen worden sind, wenden Sie sich möglichst bald an den „Beauftragten für Presseerzeugnisse" Ihrer Einheit. Denn er ermittelt den konkreten Bedarf bei seinen Genossen, bestellt die Zeitungen und Zeitschriften, teilt sie aus und kassiert das Zeitungsgeld.

Überdies gibt es in den Truppenteilen noch Militärbuchhandlungen, die sowohl Bücher und Broschüren als auch militärische Presseerzeugnisse anbieten. Und vielerorts unterhält der Postzeitungsvertrieb außerdem eigene Zeitungskioske in den Kasernen. Ich mache Sie darauf aufmerksam, weil nicht für alle Presseorgane jederzeit Abonnementsbestellungen angenommen werden; bei der „Armeerundschau" ist die Nachfrage derart groß, daß sie derzeit nicht im vollen Umfang befriedigt werden kann und Abonnements kaum möglich sind. Folglich kann es sein, daß sie ihr auch in der Kaserne hinterherrennen müssen.

Ihr Oberst

Chefredakteur









ICH STEH
AUF DER SEELOWER HÖHE,

um mich die Gräber,
blicke hinunter
über die baumlose Ebene,
weiß im Osten die Oder.

Zwanzig Kilometer breit
ist das Tal.
Da sind sie gestürmt,
die hier liegen,
im April fünfundvierzig
über die baumlose Ebene
sind sie gestürmt,
zwanzig Kilometer weit sichtbar,
sind sie hineingestürmt
in den Kugelregen der Scharfschützen,
in die Salven der Artillerie.
Achtmal Angriff, siebenmal
liegengeblieben im Feuer,
und über die dreißigtausend
Gefallnen hinweg
sind sie gestürmt ein achtes Mal ...

Ich steh auf der Seelower Höhe,
denk mir die Sturmwellen, denke
mich in die Stellungen, mich
auf diese Höhe –
neunzehn war ich und feldgrau –,
so denk ich mich
an ein Maschinengewehr
in diese Stellungen
über der Ebene,
durch die sie stürmen,
die Moskowiter, die Schlitzaugen,
Iwans, die schrecklichen –
ach, was weiß ich! –
Weiß nur die Lügen, hab Angst,
und ich schieße,
ich schieße, ich schieße ...

Ewige Last,
daß es hätte sein können!

Ich steh auf der Seelower Höhe,
um mich die Gräber,
blicke hinunter, über die Ebene,
weiß im Osten die Oder,
die Weichsel, die Wolga,

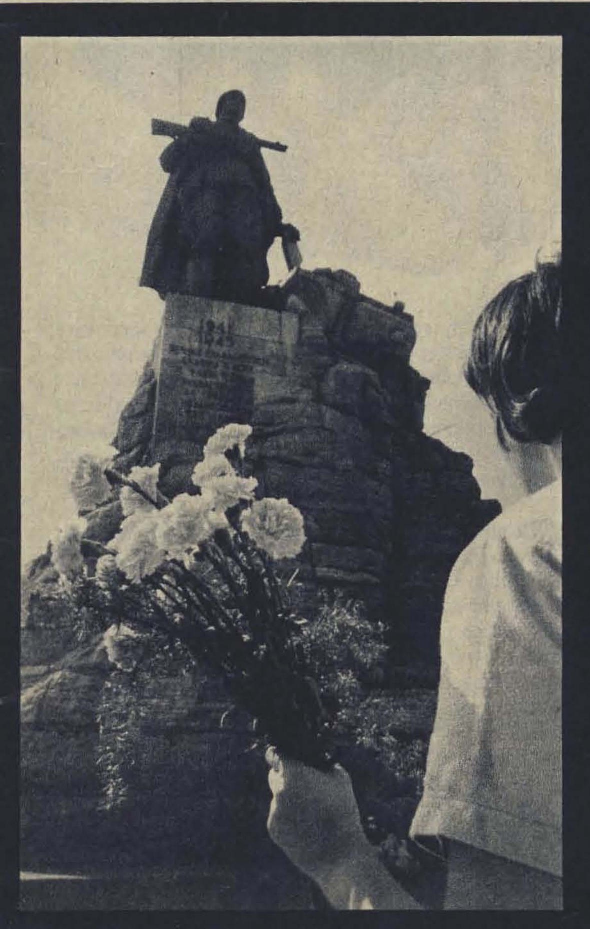












weiß Freunde
in jenen Städten,
aus denen sie kamen,
die Sowjetsoldaten,
über die Wolga, die Weichsel,
die Oder,
über die Ebene, vor diese Höhe,
um gegen
unseren wölfischen Widerstand
zu erzwingen:
den endlichen Anfang
der menschlichen Zeit
auch für uns.

Ich steh auf der Seelower Höhe.
Groß ist die Trauer,
groß ist das Glück.

Helmut Preißler

Das Gedicht entnahmen wir dem Band
Helmut Preißler, Mein erstes Leben;
erschienen im Verlag Neues Leben Berlin
Bild: ADN/ZB (9); NOWOSTI (1)

Welcher böse Geist hat mich so blödsinnig mit einem Feind zusammengesperrt? dachte der verschüttete MPi-Schütze Iwan Woloka. Solange sie sich hier gemeinsam aus dem Keller herausarbeiteten, war gegen eine gewisse Kameradschaft nichts einzuwenden, aber wie sollte er sich verhalten, wenn sie frei waren? Wieder mit ihm kämpfen? War es da nicht besser, ihn noch hier zu erschießen?
Lesen Sie den Schluß der im vorigen Heft begonnenen Erzählung



Die Nacht mit dem Feind

Erzählung von Wassil Bykau

Nachdem sie sich wieder gehörig müde gearbeitet hatten, setzten sie sich auf die Trümmer in der Ecke und spien aus.
Woloka holte den Tabaksbeutel hervor, schüttete Machorka auf ein Blatt Papier, legte den Finger darauf und reichte dem Deutschen den Beutel. Der nahm ihn gern. Nachdem Woloka seine Zigarette gedreht, den Rand des Papiers mit der Zunge befeuchtet und angedrückt hatte, ließ der Deutsche diensteifrig sein Feuerzeug schnappen und gab erst ihm, dann sich selbst Feuer. Doch plötzlich zuckten seine hellen Augenbrauen, und er horchte mit schreckgeweiteten Augen. Iwan hob den Kopf – über ihnen waren Schritte zu hören: tap, tap tap. Durch den Beton drang eine nahe, aber dumpfe, ausdruckslose Stimme, oberhalb der Stufen stampfte etwas auf, dann war es wieder still: Anscheinend war dort jemand stehengeblieben oder auch weitergegangen. Iwan sprang auf – seine erste Regung war, zu schreien, sich bemerkbar zu machen, doch da sah er den beschwörenden Blick des Deutschen auf sich gerichtet und bezwang sich.
Was für einer ist das? Diese Frage schoß beiden durch den Kopf, und selbstverständlich wünschte sich jetzt jeder von ihnen, daß es einer seiner Kameraden wäre. Das momentane Auseinandergehen der Wünsche ließ in Iwan wieder die frühere Feindseligkeit aufsteigen. Er unterdrückte sie jedoch gewaltsam. Sobald die Schritte verstummt waren, schwand auch der unwiderstehliche Drang zu rufen – die Vernunft sagte Iwan, daß es besser sei, zu schweigen und sich mit eigener Kraft aus dem Keller zu befreien.
„Wir müssen die Suppe schon selber auslöffeln", sagte Iwan weniger zu dem Deutschen als zu sich selbst und blies dabei den Rauch in die Dunkelheit. Der Deutsche saß da und ließ die verarbeiteten Hände von den Knien herabhängen.
„Krieg, woina nix gut!" sagte er plötzlich dumpf, aber mit schmerzlicher Festigkeit, und Iwan wunderte sich über diesen Stimmungswandel des Feindes. „Woina Scheiße!"
Iwan öffnete verwundert den Mund und sah seinen Nachbarn mit heimlicher Ironie an.
„Sieh mal an: ‚Nix gutt'! Aber wo wart ihr damals? Einundvierzig? Warum habt ihr da nicht eurem Fju-



ıer einen Tritt in den Arsch gegeben? Das wär ‚gutt‘ gewesen.“
„Führer Scheiße!“ erklärte energisch der Deutsche, der wohl nur das eine Wort aus Iwans langer Rede verstanden hatte. „Führer Schweinehund, swolotsch! Einfacher Mann Führer nix nado.“
Iwan hatte nicht alles verstanden, doch er erriet, was den Deutschen so aufbrachte, nur Mitgefühl hatte er nicht für ihn. Nachdem der Deutsche seinem Herzen Luft gemacht hatte, schwieg er. Iwan hatte unterdessen seine Zigarette aufgeraucht und entschloß sich nun endlich, das zu sagen, was ihm die ganze Zeit auf der Seele gelegen hatte.
„Hör mal, Fritz. Wenn wir da raus sind“ – er zeigte mit dem Finger nach oben –, „gib dich gefangen. Russki plen. Ja?“ Der Deutsche hatte aufmerksam zugehört, auch einiges verstanden, schüttelte jedoch entschieden den Kopf.
„Nix plen. Plen schlecht, plocho. Russ – Enkawede, Deutsch nach Sibir. Puff-Puff Deutsch.“
„Keiner wird dich puff-puff. Wovor hast du Angst?“ ereiferte sich Iwan. „Was meinst du, wie viele von deinen Kameraden schon bei uns sind? Mnogo-mnogo kameradow plen.“

Fritz seufzte wieder und starrte bedrückt auf das Flämmchen des Feuerzeugs. Nachdenklich geworden, schwieg er eine Weile, dann knöpfte er eine Tasche seiner Uniform auf und holte einen Packen Papiere hervor. Nach kurzem Suchen fand er einen eingerissenen Briefumschlag mit abgescheuerten Rändern und entnahm ihm eine Fotografie.
„Meine Frau und Kinder. Dresden“, sagte er und reichte Iwan das Bild.
Von dem Bild schauten ihn eine Frau und drei Kinder an. Das älteste, ein barfüßiger Junge in kurzen Hosen, stand neben dem Stuhl, ein kleines Mädchen saß auf dem Schoß der Mutter, und das mittlere, ein etwa zehnjähriger Junge mit hinten kurzgeschnittenem Haar, stand mit einem gestreiften Ball unter dem Arm neben dem ältesten. Im Hintergrund war ein kleines, aber solide gebautes Haus mit hohem Ziegeldach und Veranda zu sehen, üppig von Wein umrankt. Iwan versenkte sich in das Bild. Mit solch einem Haus konnte sich seine Bauernkate freilich nicht messen, die mit Brettern verkleidet war, nicht so sehr der Schönheit und Ordnung halber als vielmehr, um die morsch gewordenen Wände mit dem grünbemoosten Dach vor Wind und Wetter zu schützen. Sie war jedoch keineswegs die schlechteste im Dorf. Iwan hätte sie ausbessern und winterfest machen können, er war nur wegen des Kriegsausbruchs nicht mehr dazu gekommen.
„Ein schönes Haus, alles, was recht ist“, sagte Woloka seufzend und fühlte Verdruß in sich aufsteigen – sei es wegen der plötzlich erwachten Sehnsucht nach einem friedlichen Arbeitsleben, sei es wegen der Erinnerung an seine Familie, hatte er doch in der Heimat vier Töchter zurückgelassen, die jetzt mit der Mutter zu Hause und im Kolchos allein zurechtkommen mußten. Mit Bitterkeit im Herzen gab er dem Deutschen das Foto zurück.
„Drei Kinder!“ sagte Fritz und schob die Papiere wieder in die Tasche. „Plocho plen. Hauptmann an Gestapo schreiben – Frau und Kinder komm dann in Konzentrationslager. Plocho.“ Iwan hatte alles verstanden. Die Faschisten gingen auch mit den eigenen Leuten nicht gerade sehr liebevoll um. Aber was sollte er mit ihm machen?
Unterdessen hatte sich Fritz auf dem Ziegelbrocken bequemer zurechtgesetzt.
„Fritz nix burshua, Fritz Arbeiter!“ Wie zum Beweis dessen streckte er seine verarbeiteten breiten Hände vor. „Fritz malo-malo Geld. Fritz nur ein Haus, Hagemann armer Mensch, bedny tschelowek. Russki Iwan – bedny tschelowek. Zwei bedny tschelowek.“ Fritz zeigte zwei Finger. „Na, da bist du aber auf dem Holzweg. Wieso bin ich arm?“ ereiferte sich Woloka. „Warum Iwan arm? Bin ich vielleicht arbeitslos? Kolchosbauer bin ich.“
„Ja, ja.“ Der Deutsche nickte. „Plocho russki kolchosnik. Kolchos bedny.“
Wie kommt er dazu, mich zu agitieren? Iwan wurde ärgerlich. Was hat er vor, der Kerl? Er wollte gern etwas sagen, was den Deutschen sofort in die Schranken wies. Er spürte eine gewisse, noch unbewußte Überlegenheit und wollte auch jetzt nicht vor dem Deut-

schen kapitulieren, ebenso wie er unlängst im Kampf nicht kapituliert hatte. Von einem Feind arm genannt zu werden ging Iwan gegen die Ehre, und obwohl er noch keine Argumente fand, war er dennoch entschlossen, eine derartige Einschätzung seiner Lebensweise zu widerlegen.
„Unser Kolchos ist reich. Jawohl! Wir haben nicht nur solche, wir haben auch viel schönere Häuser. Unsere Häuser sind mit Schiefer gedeckt. Und Korn haben wir noch und noch!“ sagte er hitzig.
Entweder hatte Fritz nichts verstanden, ober er hielt es für Aufschneiderei, jedenfalls blieb er eigensinnig bei seiner Meinung: „Plocho russki kolchos. Bedny.“
Iwan merkte, daß es nicht so einfach war, diesen Deutschen, der durch halb Rußland gekommen war und viel gesehen hatte, zu überzeugen.
„Natürlich auch schlechte Kolchos“, Iwan verfiel sogar ein wenig in den Tonfall des Deutschen. „Wahrscheinlich da, wo achtzehn dein Vater gehaust hat. Da natürlich.“
„Nein, mein Vater nix woina.“
„Wenn nicht dein Vater, dann andere.“ Iwan ließ nicht locker. „Damals hat Wilhelm kommandiert und jetzt Hitler, und ihr seid zur Hand, wenn's gilt, fremdes Eigentum einzukassieren. Bei euch ist es gut, wir aber wollen nichts von euch; bei uns ist es schlecht, ihr aber fallt über uns her. Wir haben euch das Fell gegerbt.“ Hier machte Iwan eine bezeichnende Handbewegung und fügte nach einer Pause hinzu: „Aber hinterher ist es schlecht, da gefallen euch unsere Häuser nicht. Vor lauter Krieg kommt man ja gar nicht dazu, sie in Ordnung zu bringen.“ Jetzt sprach Iwan bereits ohne Stocken. „Wir werden euch zeigen, wer arm ist. Ich hab gesehen, wie die Armen die Reichen vor sich hertreiben – schon in Deutschland. Serr gutt?“
„Ja, ja“, murmelte der Deutsche und schlug die Augen nieder. Am apathischen Gesicht des Deutschen merkte Iwan, daß seine Worte keinen großen Eindruck auf ihn machten – entweder hatte der ihn nicht verstanden, oder er ließ sich nichts anmerken. Und plötzlich hatte Iwan das Gefühl, hier in diesem verschütteten Kellerloch, unter diesen merkwürdigen Umständen allein mit dem ganzen Deutschland zu streiten.
„Russki Iwan nix armer Mensch – merk dir das, Fritz. Unser Kolchos gut, prächtig, alle Arbeit, und unser Fjurer“ – er dachte dabei an seinen Kolchosvorsitzenden – „serr gutt. Er gerbt eurem Fjurer jetzt auch das Fell.“
Iwan lachte und kam wieder auf den Wohlstand zu sprechen. „Vor dem Krieg haben wir jeder hundert Pud Getreide gekriegt. Und Kartoffeln. Und Erbsen. Und ein Pud Butter. Und tausend Rubel. Tausend verstehst du?“
Er nannte diese Summe, die für ländliche Begriffe beträchtlich war, mit besonderem Nachdruck. Der Deutsche krauste die Stirn, bemüht, etwas von Iwans erregter Rede zu verstehen, und dieser malte mit dem Finger einen Strich und drei Nullen an die staubige Wand.
„Tausend! Jawohl!“
„Tausend? Kilogramm Maslo?“ fragte verwundert der Deutsche und starrte ungläubig bald die Zahl, bald Iwan an.
Als dieser das Staunen des Deutschen gewahrte, verzichtete er darauf, das Mißverständnis aufzuklären, und bestätigte dreist:
„Klar! Was hast du denn gedacht?“
Die Zweifelsfünkchen in den Augen des Deutschen erloschen, und er kratzte sich den Nacken.
„Wir hatten alles. Vor dem Krieg“, versicherte Iwan mit einem Gefühl, als habe er sich zu einem verbotenen, verzweifelten Schritt entschlossen, der sich nicht rückgängig machen ließ. Und einen Finger der Linken nach dem anderen umbiegend, zählte er auf: „Ein Radio hatten wir – Nummer eins. Ein Fahrrad“ – Der Anschaulichkeit halber hob er die Beine und strampelte damit in der Luft, als trete er die Pedale.
„Ein Fahrrad“, erriet der Deutsche.
„Ja, ja, Rrad – Nummer zwei.“
„Ich gehabt Motorrad, motozikl!“ erklärte der Deutsche.
„Motorrad? Was ist das schon! Motorrad ist gar nichts. Ich hatte ... Weißt du, was ich hatte? So was, was schwimmt und tuk, tuk, tuk macht. Motorboot nannte sich das. Jawohl!“ log er, um den Deutschen in diesem Streit zu übertrumpfen.
„Lodka?“
„Jawohl, ein Boot. So haben wir gelebt. Wärt ihr Faschisten nicht gekommen ... Eine Nähmaschine hatten wir auch.“
Fritz überlegte, sah Iwan noch eine Weile mißtrauisch an, dann runzelte er die Stirn und seufzte. Er glaubt's anscheinend, dachte Iwan hoffnungsvoll.
„Faschismus nix gut. Plocho faschism, kolchos bißchen, malo gut“, entschied Fritz, und Iwan erhob sich schwerfällig. Der Deutsche stand ebenfalls auf.
Wieder räumten sie Schutt und Bruchstücke aus dem Mauerloch. Über dem Loch stießen sie auf eine zertrümmerte durchgehende Wand, aus der sie bald nichts mehr herausreißen konnten, so stark war sie zusammengepreßt. Beide waren sehr erschöpft und eingestaubt.
Sie schwiegen. Dann ging Woloka die entfernteren Winkel des Kellers untersuchen. Das Feuerzeug leuchtete nur schwach. Als er die Decke abtastete, stieß er auf eine herausragende Platte. Es war abseits von der Stelle, wo am Tage der Sonnenstrahl eingefallen war. Iwan rief den Deutschen, und dieser kam mit seiner winzigen Leuchte. Das zitternde Flämmchen schwebte durch die Dunkelheit, und erst, als der Deutsche es dicht unter die Decke hielt, beleuchtete es schwach ein dunkelgraues Stück Beton.
Schwächlich wanderte das blasse Licht über die Bruchstelle, zwei Augenpaare starrten angestrengt. Dann spannte Iwan alle Kräfte an – und die Platte bewegte sich. Der Deutsche hielt mit einer Hand das Feuerzeug, mit der anderen stemmte er sich gegen den Rand des Bruchstücks.
„Achtung! Nicht so doll! Malo nado, Iwan“, warnte er, und Woloka spürte seinen warmen Atem am Ohr. Jetzt könnte der Deutsche ihm die MPi vom Rücken reißen; Iwans Mißtrauen war jedoch schon völlig geschwunden, und er war ruhig.

„Was heißt hier ‚Achtung'! Noch mal, stärker. Hau ruck!"
Die Beine weit gespreizt, standen sie da und stemmten sich gegen den Brocken. Iwan stieß ihn hin und her, so daß er merklich tiefer sackte. Er strengte sich noch mehr an und wuchtete den Brocken hin und zurück. Diesmal schienen sie einen Ausgang gefunden zu haben. Iwan raffte alle Kräfte zusammen und drückte erneut gegen den Brocken. Da schrie der Deutsche plötzlich erschrocken auf, das Feuerzeug erlosch, und der graue Brocken stürzte auf Iwan herab. Er merkte nicht einmal mehr, was geschah, vor seinen Augen zuckten orangefarbene Blitze auf, und ein schrecklicher Schmerz im Kopf raubte ihm die Besinnung.

5 Nein, er war nicht tot, er lebte. Aber die Umwelt drang nur durch ein Tohuwabohu peinigender Visionen in sein Bewußtsein. Zuerst hatte er die Vorstellung, er sei in eine Art Teufelsrachen eingezwängt, dessen große, scharfe Zähne seinem Körper schreckliche Qualen bereiteten. Der Kopf schmerzte heftig. Irgendwo im Innersten des Gehirns zuckte, stach und schnitt es; Iwan hatte nicht die Kraft, sich zu bewegen. Iwan dünkte es, als liege er mit nacktem Oberkörper auf einem Stoppelfeld, und Disteln und nadelspitze Stoppeln bohrten sich in seinen Leib. Er wollte schreien, seinen Nachbarn Trofim rufen, der nebenan mit einer Mähmaschine arbeitete, brachte aber keinen Ton heraus. Gleich darauf merkte er jedoch, daß der, der da mähte, gar nicht Trofim, sondern der Deutsche Fritz war und daß er eine MPi hatte – mit der einen Hand hielt er die Zügel, mit der anderen die Waffe auf dem Schoß. Seltsamerweise sprach der Deutsche belorussisch. Iwan zitterte vor Angst, er wußte, daß Fritz gleich die Pferde anhalten und ihn erschießen würde. Er fuhr um Iwan herum, der Kreis wurde immer enger, und die Zähne der Mähmaschine näherten sich immer mehr seinen Füßen. Obendrein brannte so unbarmherzig die Sonne, daß der Kopf zu platzen drohte.
Iwan fühlte sich wie ausgedörrt und verspürte einen unerträglichen Durst. „Trinken, trinken", flüsterte er. Es war jedoch nichts zu hören – die Lippen bewegten sich, aber kein Ton kam heraus. Dann sank die Sonne tiefer und näherte sich ihm, wurde jedoch seltsamerweise immer kleiner. Bis sie die Größe einer Feuerzeugflamme erreicht hatte. Die Angst verging allmählich, nur die Hitze wurde unerträglich, und der Durst nahm noch zu. Dann wurde es ringsum dunkel, Feld und Mähmaschine verschwanden, und Iwan war bereits im Krieg. Hinter einem Berg ratterte ein MG, und dicht über seinem Kopf hörte er die beruhigende Stimme des Sanitätsinstrukteurs Korban von seiner Kompanie. „Gut, Iwan, gut! Iwan lebt, shiw. Gut." Der Sanitätsinstrukteur sprach deutsch, aber Iwan wunderte sich nicht darüber, er war froh, daß jemand bei ihm war, und der durfte ihn nicht im Stich lassen. Und wieder leuchtete in der Dunkelheit das Flämmchen auf und entschwebte in eine unbekannte Ferne. Iwan bekam Angst, weil man ihn verließ; er schrie, wie er manchmal als Kind geschrien hatte, wenn ihn böse Träume schreckten. Dann erblickte er, bereits wirklicher, in der Dunkelheit eine von der anderen Seite beleuchtete Gestalt mit losgerissenem, auf dem Rücken baumelndem Schulterstück. Die Gestalt bewegte sich, für einen Augenblick war die Wand von einem matten Fleck erhellt – erst an einer Stelle, dann an einer anderen. Und nun wurden in einer beleuchteten Ecke die vertrauten Konturen der MPi sichtbar. Iwan wunderte sich – das war doch seine PPS Nummer PL 0482! Er begriff noch nicht, wie ihm geschehen und wer da bei ihm war, aber daß das nicht der Sanitätsinstrukteur war, merkte er doch schon. Und das Bewußtsein, daß er entwaffnet war, löste in seinem Herzen beinahe wieder Angst aus. Er überwand sie, richtete sich auf, stützte sich auf die zitternden Arme, tastete nach einem Ziegelstein und wartete. Töten, töten, töten um jeden Preis, sonst tötet der andere dich! Iwan versuchte aufzustehen, sein Herz schlug heftig, er wurde nur noch schwächer, die schweren Arme gehorchten ihm nicht, und die schrecklichen Schmerzen im Kopf verstärkten sich noch.
Seine nächste Empfindung war eine sanfte, behutsame Berührung am Bart und am Hals, ihm war, als krieche ihm ein lebendiges, kühlschlüpfriges Wesen in den Kragen, aber die Lippen belebten sich plötzlich, er hatte ein angenehmes Gefühl im Mund, und etwas Hartes, Eisernes stieß wiederholt gegen seine Zähne. Iwan hob die Lider, da sah er schmerzhaft grelle Funken auf sich zukommen, sie schwankten und tanzten dicht vor seinem Gesicht, ohne ihn jedoch zu verbrennen. Dann merkte er, daß alles nur eine Spiegelung im Wasser war. Aus weiter Ferne drangen die Worte: „Trinken, Iwan! Trinken!" in sein Bewußtsein.
Er schluckte lange und viel, seine Zähne stießen fortwährend gegen den Rand des Gefäßes. Urplötzlich kam ihm die Wirklichkeit wieder eindringlich zum Bewußtsein – er erinnerte sich, wo er sich befand und wer bei ihm war. Der Deutsche! Fritz! Für einen Augenblick riß er sich vom Wasser los und blickte auf – über ihm brannte in einer Hand das Feuerzeug. „Trinken, Iwan! Trinken!"
Iwan wurde es leichter – die unerträgliche Hitze ließ nach, nur im Kopf, in den Schultern und im Körperinnern hatte er dumpfe Schmerzen. Er schloß erneut die Augen und überließ sich der Ruhe, doch plötzlich fiel ihm seine MPi ein. Er fuhr hoch, aber die Hände des Deutschen hielten ihn sogleich zurück und zwangen ihn, sich wieder hinzulegen. In einem lichten Moment wunderte sich Iwan über sich selbst: Warum sich fürchten? War er doch jetzt ganz in der Hand des Deutschen. Iwan empfand eine stille Zuneigung für ihn, so als seien sie gute Bekannte, die einander brauchten. Deshalb weg mit dem Mißtrauen, der Vorsicht, den Zweifeln. Alles, was über ihnen lag, geschichtet aus nationalen Gegensätzen, politischer Feindschaft und Kriegserlebnissen – das alles blieb jetzt in der Außenwelt, verlor hier unten seinen Sinn, seine Macht.
Dann sank Iwan in eine Art Halbschlaf. Er sah sich in Breslau, am Stadtrand, in einem Garten, wo ihr Regiment eine Woche vor dem Angriff umgruppiert

wurde. Der bereits bei Orscha gefallene Bataillonskommandeur Poprenko lebte plötzlich wieder. Er hatte Woloka in den Stab bestellt. Dort fand Iwan jedoch zu seiner Verwunderung nicht Poprenko, sondern Hauptmann Woronow vor. „Na, du deutscher Spion", empfing er Woloka, packte ihn bei den Schultern und riß ihm die Schulterstücke herunter. Dann richtete er die Pistole auf die runden Medaillen an Iwans Brust. „Hast einen Deutschen versteckt? Dem Feind Tabak angeboten? Warum hast du ihn nicht getötet?"
Iwan wollte erklären, wie es ihm im Keller ergangen war, konnte jedoch auf einmal nicht sprechen. Er fühlte, daß er gleich sterben würde. Und Woronow schoß tatsächlich, doch Iwan spürte keinen Schmerz. Da erriet er, daß die Kugel von einer der Medaillen abgeprallt war. Die Medaillen hatten ihm das Leben gerettet. Aber da hatte Woronow statt der Pistole plötzlich eine schwere Pak-Granate in der Hand – das war das sichere, unausweichliche Ende.
„Verräter! Hast die Heimat verraucht? Dafür hast du die höchste Strafe verdient!" drang es schrecklich an Iwans Ohr, und er sah sich nach einer Fluchtmöglichkeit um. Und auf einmal war hinter ihm ebenes Feld, Woronow war verschwunden, und er, Woloka, saß wie in der guten alten Vorkriegszeit an einem Frühlingstag am Rande einer Furche, die bloßen Füße im feuchten, weichen Lehm. Neben ihm saßen Kolchosbauern aus seinem Dorf, die Pferde ruhten sich aus, und über das frischgepflügte Land stelzten Saatkrähen und pickten große weiße Würmer auf. Alle lachten, scherzten, frühstückten, was Kinder und Frauen gebracht hatten, und tranken bernsteingelben gegorenen Birkensaft. Iwan hatte ebenfalls Durst, aber ihm hatte niemand Frühstück gebracht, da sein Haus zu weit entfernt lag. Er war der einzige Uniformierte unter ihnen, er trug Reithosen und eine Feldbluse, allerdings ohne Schulterstücke, und in einiger Entfernung lagen auf dem umgepflügten Acker seine MPi und seine Mantelrolle. Auf dieser saß reglos eine große schwarze Krähe. Alle lachten und rauchten, Iwan aber wußte, daß er kein Frühstück mehr bekommen würde, denn er war zum Tode verurteilt, und das, worauf die Krähe saß, war bereits dem Sergeanten übergeben worden, der ihn von der Versorgungsliste gestrichen hatte ...
Das erste, was in sein Bewußtsein drang, war nahes, panisch unregelmäßiges Schießen. Woloka überwand seine Schwäche und öffnete die Augen.
Im Keller war es verhältnismäßig hell. Vor der Wand, da, wo sie die Platte herausgerissen hatten, war ein neuer Haufen Ziegelschutt emporgewachsen (das alles war wohl auf Iwan herabgestürzt), und darüber schien durch ein Loch das helle Tageslicht herein. Sofort wurde Iwan von freudigem Verlangen beflügelt, er erwachte endgültig aus einem Dämmerzustand, setzte sich auf und verschnaufte. Dann hob er langsam den Kopf; er war mit einem Lappen umwunden, dessen Ende neben dem Ohr herabhing. Vorsichtig tastete Iwan den blutdurchtränkten Verband. Da blitzte in ihm die Erinnerung auf an das, was mit ihm geschehen war, und er dachte dankbar an den Deutschen.



Fritz Hagemann saß, mit dem Rücken an den verbogenen Träger gelehnt, neben ihm und schlief. Zu seinen Füßen stand ein Stahlhelm mit dem Rest Wasser. Iwan griff sofort danach, doch er stellte ihn gleich wieder angeekelt hin. Der Helm roch so stark nach Schweiß, daß ihm beinahe übel wurde. Es war ein deutscher Stahlhelm, wie sie zu Hunderten auf dem Schlachtfeld herumlagen; die sowjetischen Soldaten stießen sie stets mit dem Fuß beiseite, zumal sie meistens blutig und durchschossen waren. Der Helm weckte in Iwan sogleich feindselige, abweisende Gefühle.
Er mußte hinaus. Er würde schon irgendwie herausklettern können – das Loch war da, wozu brauchte er jetzt den Deutschen! Mochte er weiterschlafen, und wenn er aufwachte, sollte er selbst sehen, wo er blieb; ohne ihn war Iwan wohler. Nur, wer war jetzt oben? Das Schießen schien noch zuzunehmen – es war von der einen wie von der anderen Seite zu hören. Ganz in der Nähe ertönten nacheinander drei Detonationen. Wer ist das? Die Unseren? Und wenn es nun die Deutschen sind? Wenn es die Deutschen waren, würden sie ihm eine Kugel durch den Kopf jagen, und waren es die Kameraden, so würde es dem Deutschen schlecht ergehen. Der brauchte nur auf einen rigorosen sowjetischen MPi-Schützen zu stoßen, und schon lag er, bevor er überhaupt die Hände hochbekam, neben einen hartgesottenen SS-Mann hingestreckt. Die Jungs kannten oft keine Gnade mehr für den Feind,



bei vielen waren die Wunden im Herzen noch zu frisch – da mußte man auf alles gefaßt sein. Nein, er mußte doch mit Fritz zusammen hinausklettern und ihn als Gefangenen abliefern – alles andere war dann nicht mehr seine Sorge.
Iwans PPS lag in Reichweite. Nach Soldatengewohnheit langte er danach, erwischte sie am Riemen und zog sie zu sich heran. Das Magazin scharrte über den holprigen Boden, das ruhige, gleichmäßige Atmen des Deutschen riß plötzlich ab, und er erwachte.
Zuerst schien er zu erschrecken, blinzelte, doch als er Iwan erkannte, lächelte er und sagte leicht verwundert: „Oh, Iwan leben? Gut, gut."
Als er bemerkte, daß Iwan seine Maschinenpistole an sich genommen hatte, runzelte er besorgt die Stirn. Für einen Augenblick sprach Beunruhigung aus seinen Augen, doch er unterdrückte sie sofort und sagte forsch, bemüht, jedes Wort möglichst deutlich auszusprechen: „Wir können gehen – moshno idi. Dahin idi. Tür, dwer ich machen."
Iwan wollte lächeln, aber sofort stach es in seinem Kopf, und sein Gesicht verzerrte sich.
„Schmerzen? Bolno?"
„Macht nichts." Iwan runzelte die Stirn. „So leicht sind wir nicht kleinzukriegen."
Er wollte dem Deutschen seine Schwäche nicht zeigen und richtete sich, die Hände zu Hilfe nehmend, auf. Vor seinen Augen zerflossen rote Kreise. Er erhob sich mit großer Anstrengung, beherrschte sich jedoch und stöhnte nicht. Nachdem er eine Weile dagestanden hatte, kletterte er unsicher über den Schutt zu dem Loch hinten in die Ecke. Fritz wollte ihn stützen, aber Iwan wehrte eigensinnig ab.
Leicht humpelnd begab sich der Deutsche ebenfalls zu dem Loch, kletterte als erster hinauf und schaute hindurch: hinter ihm arbeitete sich auch Iwan den Schuttberg hinauf. In diesem Augenblick knatterten in der Nähe nacheinander zwei Feuerstöße und waren Stimmen zu hören – jemand schrie, dann wurde oben gesprochen, nicht leise, aber auch nicht so laut, daß sie etwas verstehen konnten. Iwan preßte die Zähne aufeinander, und der Deutsche sah ihn mit halbgeöffnetem Mund und nervöser Spannung in den grauen Augen an. Sie standen eine Zeitlang starr und stumm unter dem Durchbruch. Wieder ging ihnen die Frage: Wer ist das? durch den Kopf und ließ sie erstarren wie vom Eisenhauch des Todes.
Doch das Gespräch über ihnen brach ab – entweder waren die Männer weitergelaufen oder verstummt.
Iwan bedeutete dem Deutschen, er solle hinausklettern. Fritz verstand, zog sich hoch, blickte hinaus, ließ sich jedoch unentschlossen wieder hinuntergleiten. Abermals trafen sich ihre aufs höchste gespannten Blicke, und erneut lauschten beide, um festzustellen, wer oben war. Doch vergebens.
Da verfinsterte sich die Miene des Deutschen, er zog sich hoch, stützte sich mit dem gesunden Knie auf einen Vorsprung und war alsbald oben.
Dort stand er einige Augenblicke und sah sich um, während Iwan gespannt von unten zu ihm hinaufsah. Iwan hielt sich nur mit Mühe auf den Beinen, vor seinen Augen drehte sich alles, aber jetzt, das fühlte er, fiel die wichtigste Entscheidung, und den Moment wollte er nicht verpassen. Das Gefühl der Ohnmacht verstärkte sich bei ihm. Wenn nun der Deutsche davonläuft und mich allein im Keller zurückläßt? schoß es ihm durch den Sinn. Iwan fühlte bereits Zuneigung zu diesem ungewöhnlichen Feind in sich keimen – jetzt brauchte er ihn so nötig, wie man einen Kameraden in einer schwierigen Situation braucht.
Aber der Deutsche lief nicht davon. Er trat von einem Fuß auf den anderen und hielt Umschau. Dann streckte er seinen Arm fast bis zum Ellbogen durch das Loch.
„Iwan, schnell! Bystro."
Iwan streckte ihm die Hand entgegen, doch der Deut-

Fortsetzung auf Seite 35

postsack

Von 18 auf 120 Monate

Eigentlich wollte ich nur 18 Monate zur NVA gehen und Grundwehrdienst leisten. Die Entwicklung der Weltpolitik hat mich jedoch bewogen, Berufsunteroffizier zu werden. Nun bin ich schon seit 1983 dabei und habe es nicht bereut. Übrigens hatte das Lesen der „Armeerundschau" entscheidenden Einfluß auf meinen Entschluß.
Unterfeldwebel André Köstner

Fotokorrespondenz

Ich fotografiere sehr gern und freue mich, dafür auch in der NVA Möglichkeiten bekommen zu haben. Als Beispiel sende ich Ihnen ein Soldatenporträt.
Unteroffizier Dietmar Franke



Einfach ist es nicht ...

Ich bin 16 Jahre alt und Zootechnikerlehrling. Mein Verlobter ist zur Zeit bei der Armee – für drei Jahre. Seine Garnison ist sehr weit weg von hier, und als Lehrling ist man ja finanziell auch ziemlich begrenzt, um ihn besuchen zu können. So sind es immer viele Wochen, bis wir uns wiedersehen. Es ist schon ziemlich schwer, sich an das Alleinsein zu gewöhnen. Aber ich sehe ein, daß die Armee notwendig ist, und werde auch immer auf ihn warten.
Carola Ehrlich, Nossen/Zella

Ruhländer gesucht

Die Schüler und die Arbeitsgruppe „Militärische Nachwuchssicherung" möchten mit Berufssoldaten in Kontakt treten, die unsere POS „Geschwister Scholl" absolviert haben. Bitte bei folgender Adresse melden:
Jürgen Karras, 7800 Ruhland, POS „Geschwister Scholl", Dresdner Str.

Motivsuche

Verschiedentlich dienen auch Frauen und Mädchen freiwillig in unserer Armee. Vor ihnen habe ich große Hochachtung. Es würden mich aber auch ihre Motive und Ansichten zum aktiven Wehrdienst interessieren. Und noch mehr würde ich mich freuen, wenn ich ein solches Mädchen kennenlernen könnte.
Offiziersschüler Hartmut Cohrs

Platz auf dem Raucherplatz

Ich bin Nichtraucher und wohne mit zwei Rauchern auf einem Zimmer. Wir einigten uns, daß auf dem Zimmer nicht geraucht wird. In letzter Zeit kommt es aber immer wieder dazu; diesem Qualm bin ich wehrlos ausgesetzt. Da ein Raucherplatz vorhanden ist, bin ich der Meinung, daß dieser von den Rauchern auch genutzt werden sollte.
Offiziersschüler Glang



Das sollte er in der Tat, denn es ist den Rauchern durchaus zuzumuten, ihn aufzusuchen. Unzumutbar ist es hingegen, gegen den Willen der Nichtraucher in Unterkunftsräumen zu rauchen.

Leider, leider

Natürlich ist auch in dieser AR wieder ein schönes Mädchen zu betrachten. Und erfahrungsgemäß werden wiederum etliche



Betörte in Herzensnöte geraten und glühende Briefe an die Redaktion schikken – etwa diesen Inhaltes: „Könnt Ihr mir nicht die Adresse dieses tollen Mädchens mitteilen; ich kann schon keine Nacht mehr schlafen ..." Leider, leider! Die Redaktion ist nicht berechtigt, private Angaben über die Mädchen zu verbreiten, die sich so freundlich für unser Soldatenmagazin und dessen Leser fotografieren lassen. Dazu zählt auch die Adresse, denn dies wäre ein grober Eingriff in das Privatleben der jungen Damen. Dann also – genießt den erfreulichen Anblick nach Herzenslust, aber mehr kann sie nicht für Euch tun,
Eure AR-Redaktion

alles, was Recht ist

Wer bekommt die Einnahmen aus Arbeitsleistungen?

Im Herbst 1984 habe ich mit dem Bau eines Eigenheimes begonnen. Mit Genehmigung des Kommandeurs helfen mir dabei einige Genossen außerhalb ihrer Dienstzeit. Die Arbeitsleistungen rechne ich ab, ihre Kosten werden von meinem Baukredit abgezogen. Jedoch sollen sie auf das FMI-Konto der Dienststelle eingezahlt werden – ohne daß die betreffenden Genossen persönlich etwas davon haben. Ist das richtig?
Oberleutnant Hans-Joachim Kustos

Nein, das ist es nicht. Sofern für den Neubau bzw. die Modernisierung eines Eigenheimes die Genehmigung vorliegt, sind die damit befaßten Berufssoldaten und Zivilbeschäftigten der NVA durch ihre Dienststellen entsprechend zu unterstützen. Das kann mit der Bereitstellung von Technik und auch durch manuelle Arbeitsleistungen geschehen. Die materiellen Leistungen müssen vollständig erfaßt und den Eigenheimbauern in Rechnung gestellt werden. Bis dahin läuft bei Ihnen alles so, wie es die Ordnung des Ministers für Nationale Verteidigung über den individuellen Wohnungsbau vorschreibt. Allerdings entspricht es nicht den militärischen Bestimmungen, daß jene Genossen, die bestimmte Arbeitsleistungen ausgeführt haben, keine Vergütung erhalten. Gemäß der Ordnung Nr. 005/9/100 des Stellvertreters des Ministers und Chef der Politischen Hauptverwaltung der NVA

ÜBRIGENS ist morgen auch noch ein Tag – Aber warum bis morgen warten?

sind in Abhängigkeit von den erhobenen Einnahmen aus Arbeitseinsätzen in der Freiwilligen Masseninitiative (FMI) den daran mit guten Ergebnissen beteiligten Armeeangehörigen Geldprämien in Höhe von mindestens 70% der erzielten Einnahmen zu gewähren. Die Festlegung einer Mindesthöhe schließt nicht aus, daß in besonderen Fällen die gesamte Einnahme aus Arbeitseinsätzen den Beteiligten direkt als Prämie ausgezahlt werden kann.

hallo, ar-leute!

Im Heft 12/84

... gefiel mir sehr der Bericht „Natschalnik Nadeshda und Willis Liebesbrief". Auch ich habe freundschaftliche Kontakte zu sowjetischen Soldaten und bin der Meinung, daß die Freundschaft mit anderen Völkern wichtig ist, um den Frieden zu erhalten.
Chistine Dorn, Schauen



Ruhig, sehr ruhig

Am besten gefallen mir Beiträge über Soldaten und Offiziere, die Ausbildung, die sie erhalten, und das Wachsen und Werden dieser Menschen – so wie das Porträt „Ruhig, sehr ruhig" in AR 12/84. Viel los ist auch immer in Eurer Postecke.
Evelin Weitland, Dessau

Monatliche Freuden

Umfangreich und themenvielfältig ist Euer Magazin. Das wurde erneut im Dezemberheft 1984 deutlich mit Beiträgen wie „Fluten sie den Panzer!", „Vom ‚Weitblick' der Geier", „Wo ein Wille ist ...", „Beginn eines Weges" usw. Ich freue mich jeden Monat auf die AR.
Julia Sander, Berlin

... und noch etwas

Immer wieder versteht Ihr es bestens, das populäre Heftchen so zu gestalten, daß man einfach nicht davon loskommt. Leider ist es auch immer schnell vergriffen, aber das kann Euch ja nur recht sein; zeugt es doch davon, daß Euer Soldatenmagazin allseits beliebt ist. Besonders gefallen mir die Beiträge über die NVA, das Mini-Magazin und das Kreuzworträtsel, das manchmal ganz schön knifflig ist.
Und noch etwas möchte ich sagen: Wir Mädchen und Frauen sollten doch unsere Männer während des Ehrendienstes mit Bagatellen innerhalb der Familie verschonen, damit sie ohne Sorgen ihren Dienst gewissenhaft ausführen können, denn davon hängt auch die Verteidigungsbereitschaft unseres Landes ab.
Andrea Brunnenmeier, Rostock



Gute Tips

Ich finde die Rubriken mit Leserfragen besonders interessant. Durch die AR habe ich schon einige gute Tips und Hinweise erhalten, die mir als Soldaten im Grundwehrdienst geholfen haben. Gerade wir jungen Genossen brauchen eine derartige Hilfestellung.
Soldat Hans-Jürgen Sippel

Nacheinander

Als langjährige AR-Leserin möchte ich mich bei Euch für Eure Arbeit bedanken. Wenn ich die AR im Briefkasten vorfinde, wird zuerst „Was ist Sache?", dann der „Postsack" und anschließend das Inhaltsverzeichnis gelesen. Dort suche ich mir in Ruhe die Beiträge aus, die mich interessieren. Auch die Vorstellung neuer Bücher durch eure Bibliothe-Karin gefällt mir.
Irene Klauck, Berlin

soldaten-post

... wünschen sich: Karolin Tunk (21, Sohn 4), 4731 Donndorf, Pfarrgasse 10 – Ilke Mann (18), 7240 Grimma, Str. der DSF 31 – Kerstin Schlegel (21), 7026 Leipzig, G.-Schuhmann-Str., Hauptpostamt – Ines Horstmann (17), 3090 Magdeburg, A.-Zweig-Str. 43 – Birgit Quest (18), 3090 Magdeburg, L.-Feuchtwanger-Str. 18 – Carola Bröse (18), 7903 Elster, Bahnstr. 26 – Katrin Bosert (17 1/2)

Mit Berufssoldaten möchten sich schreiben: Andrea Lischka (17), 2080 Neustrelitz, Rudower Str. 1 – Margit Kaiser (25, Töchter 4 und 6), 5210 Arnstadt, Auf der Setze 1a – Andrea Bädker (18), 2000 Neubrandenburg, J.-Schehr-Str. 16 – Heike Walther (20), 3259 Neundorf, Feldstr. 11 – Diana Meinel (21, Tochter 3), 9412 Schneeberg 1, Dr.-O.-Nuschke-Str. 11 – Danila Mahnert (18), 9043



Karl-Marx-Stadt, B.-Granz-Str. 6 – Elke Scheuner (24, Sohn 5), 1400 Oranienburg, Str. der Nationen 2, PSF 8403 – Beate Wagner (22; 1,55 m, Tochter 1), 4350 Bernburg, Hohe Str. 8 – Andrea Brunnenmeier (25, Tochter 1 1/2), 2500 Rostock, Pressentinstr. 70 – Anett Wadewitz (18), 7022 Leipzig, Blumenstr. 48 – Bettina Oertel (24, Sohn 4 1/2), 7580 Weißwasser, H.-Beimler-Str. 3) – Simone Hannawald (17), 4700 Sangerhausen, W.-Koenen-Str. 125 – Claudia Wodrich (16), 7801 Guteborn, Weinbergstr. 5 – Annett Grosche (19), 8600 Bautzen, A.-Schweitzer-Str. 2 – Cornelia Moldt (19), 8600 Bautzen, Dr.-O.-Nuschke-Str. 47

Briefwechselwünsche werden kostenlos und nur mit Altersangabe (maximal 25 Jahre) veröffentlicht.

Berichtigung

Der in AR 1/85 (Seite 39) den rückwärtigen Diensten zugeordnete Panzerdienst gehört in Wirklichkeit zu den technischen Diensten. Wir bitten, das Versehen zu entschuldigen.
Die Redaktion

Schreiben Sie doch noch heute an Redaktion „Armeerundschau", 1055 Berlin, PFN 46 130

Auflösung des AR-Preisrätsel Heft 11/84

Von Feuer zu Feuer

... schritten zweieinhalbtausend AR-Preisausschreiben-Freunde während der Lektüre von Heft 11/84. Viele fanden mit oder ohne Kopfzerbrechen die richtige Lösung:

1. Gruppe = Kaminfeuer.
2. Gruppe = Jägerfeuer.
3. Gruppe = Balkenfeuer.

Und hier die Gewinner: Axel Weihs, 2120 Ueckermünde (100 Mark); Ricarda Danielsen, 2200 Greifswald und Gefreiter Frank Schubert (je 50 Mark). Jeweils 25 Mark gingen an Unteroffiziersschüler Mario Bensch, Erwin Bartsch, Heike Kolschale und Peter Bathe. Die 14 weiteren Preise wurden den Gewinnern inzwischen ebenfalls zugestellt. Den Glücklichen unsere Gratulation und allen Teilnehmern ein herzliches Dankeschön.

gefragte fragen

Bis wann Arbeitsaufnahme?

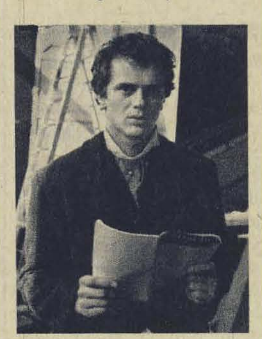
Im April geht mein Grundwehrdienst zuende. Bis wann muß ich wieder in meinem Betrieb anfangen?
Obermatrose J. Klebsch

Innerhalb von fünf Arbeitstagen nach der Entlassung. Dies ergibt sich aus der Einberufungsordnung vom 25. März 1982 (GBl., Teil I, Nr. 12), wonach der während des Grundwehrdienstes bestehende Kündigungsschutz erlischt, wenn Sie sich binnen der genannten Frist nicht zur Arbeitsaufnahme melden.

Für Mimen in spe

In AR 12/84 habe ich den Beitrag über den Reservisten und Schauspielstudent Kay Krause gelesen. Mich interessiert, wie man sich für dieses Studium bewerben kann?
Lutz Fechtner, Neubrandenburg

An der Hochschule für Film und Fernsehen der DDR ist eine Hochschulausbildung mit Diplomabschluß möglich in den Fachrichtungen Regie und Kamera (fünf Jahre) sowie Produktion, Film- und Fernsehwissenschaft/ Dramaturgie und Schauspiel (vier Jahre). Für alle Fachrichtungen werden Talent und spezifische Begabung durch Eignungsprüfungen festgestellt. Es ist das Abitur erforderlich; Ausnahmen sind nur in der Fachrichtung Schauspiel möglich. Anmeldezeit für die Eignungsprüfungen ist Oktober bis November; Prüfungszeiten sind Februar bis April. Eignungstests in der Fachrichtung Schauspiel werden laufend durchgeführt. EOS-Schüler melden sich bereits zu Beginn der 11. Klasse an und Abiturienten mit Berufsausbildung im 2. Lehrjahr. Anfragen und Bewerbungen sind zu richten an die Hochschule für Film und Fernsehen der DDR, Prorektorat für Erziehung und Ausbildung, 1502 Potsdam-Babelsberg, Karl-Marx-Str. 27



Abmeldung?

Wann und wo muß ich mich abmelden, wenn ich den Einberufungsbefehl erhalte?
Steffen Block, Karl-Marx-Stadt

Als erstes müssen Sie unverzüglich Ihren Betrieb verständigen. Spätestens drei Tage vor der Einberufung haben Sie sich unter Vorlage des Einberufungsbefehls bei der zuständigen Meldestelle der Deutschen Volkspolizei abzumelden; dort wird auch – sofern Sie Grundwehrdienst oder Wehrdienst auf Zeit leisten – der Personalausweis abgegeben.

Wieviel Flugzeuge?

Bitte teilen Sie mir mit, wieviel Flugzeuge im Hangar von Monino zu sehen sind!
Jan Meyer, Königswalde

Das Museum der sowjetischen Luftstreitkräfte hat insgesamt drei Hangars; doch nicht alle sind für Besucher zugänglich. Auch ändert sich die Zahl der darin befindlichen Maschinen, weil ständig neue hinzukommen und andere auf dem Freigelände aufgestellt werden. Im Besitz des Museums befinden sich weit über 100 Flugzeuge.

Adressenfrage

Wie ist das Militärarchiv der DDR bzw. das Militärgeschichtliche Institut der DDR zu erreichen?
Werner Schwitzgäbel, Berlin

Beide befinden sich in 1500 Potsdam, Leninallee 127/128

Einberufung vor dem Studium?

Ich habe die Zusage, daß ich nach meiner Berufsausbildung ein Fachschulstudium aufnehmen kann. Werde ich nun davor oder danach zum Grundwehrdienst einberufen?
Volker Jendrick, Sangerhausen

Unser Rücktitelbild: Andrea Horn

Angefangen hatte es mit ihr auf dem Solibasar der Berliner Journalisten auf dem Alexanderplatz 1979. Beim traditionellen



Ansagetest saß sie zum ersten Mal vor der Kamera – und nun führt Andrea Horn schon seit fast fünf Jahren durchs 2. Programm des DDR-Fernsehens. Was sie den Zuschauern sagt, schreibt sie auch selbst, und das bedarf umfassender Vorbereitung. Außerdem hat sie sich dem politischen Lied verschrieben; seit 1982 moderiert sie die „Liederbühne". Im Oktober 1983 vertrat sie unsere Republik im sowjetischen Fernsehen und kündigte die Sendungen an, die anläßlich unseres Nationalfeiertages in der UdSSR ausgestrahlt wurden. Andrea hat „ihren" Beruf. Doch das bedeutet nicht Stillstand. Im September 1984 begann sie das Journalistik-Fernstudium.

Autogramm-Anschrift: Andrea Horn, Fernsehen der DDR, 2. Programm, 1199 Berlin

postsack

Redaktion: Margitta Bach
Fotos: Fröbus (1), Uhlenhut (2), Franke (1), Gueffroy (1)
Vignetten: Achim Purwin

Wehrpflichtige, die nach ihrer Musterung ein Hoch- oder Fachschulstudium aufnehmen wollen, werden vor dem Studium zum Grundwehrdienst einberufen.

ZV-Fragen?

Wohin kann man sich wenden, wenn man Fragen zur Zivilverteidigung hat?
Karsten Sommer, Bad Berka

Am besten an die Redaktion der Zeitschrift „SCHÜTZEN UND HELFEN", 1193 Berlin, PFN 17506/S.



Was gehört zur Tauglichkeitsüberprüfung

Wie ist der Untersuchungsablauf bei einer Tauglichkeitsüberprüfung für künftige Militärflieger?
André Drexler, Harzgerode

Die Tauglichkeitsüberprüfung erfolgt durch die Flugmedizinische Kommission (FMK) in Königsbrück, wobei die Offiziersbewerber eine Woche lang buchstäblich auf Herz und Nieren untersucht werden. Dazu stellen sie sich beim Orthopäden, Zahn- und Augenarzt, bei HNO-Spezialisten vor; die Untersuchungen erstrecken sich auf viele medizinische Fachgebiete. Daran sind auch Psychologen beteiligt. Ein Sporttest beschließt in der Regel die Tauglichkeitsüberprüfung.

Was ist Mobilmachung?

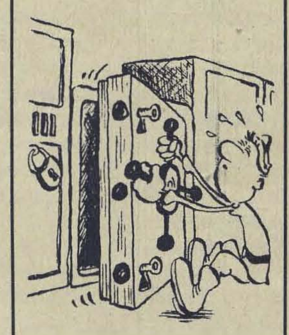
Ich hätte gern gewußt, was man unter Mobilmachung versteht?
Ingelore Brandt, Wurzen

Der Begriff leitet sich vom lateinischen mobilis (beweglich) her. In der sowjetischen Militärenzyklopädie wird sie als „Komplex von Maßnahmen zur Überführung der Streitkräfte in den Kriegszustand und zur Umstellung der Wirtschaft und der staatlichen Einrichtungen auf die Sicherung des Kriegsbedarfs" erklärt. „Die Mobilmachung wird im Frieden entsprechend dem Mobilmachungsplan durchgeführt. Es gibt eine allgemeine und eine Teilmobilmachung."

Warum zwei Schlösser

Irgendwann habe ich in der AR mal gelesen, daß man bei der Einberufung zwei Vorhängeschlösser mitbringen soll. Warum?
Oliver Deibe, Bergen

Das eine dient zum Verschließen des Wertfaches, das andere zum Verschließen des Soldatenspindes.



Verpflegungsgeld?

Bekommen Soldaten, die 18 Monate dienen, auch Verpflegungsgeld?
Beatrice Wöllner, Freital

Ja – und zwar dann, wenn sie Urlaub haben und infolgedessen nicht an der Truppenverpflegung teilnehmen.

gruß und kuß

Minuten ohne Sehnsucht

Unsere Männer leisten zur Zeit ihren Ehrendienst bei der NVA. Beim Lesen der „Armeerundschau" vergißt man für einige Zeit die Sehnsucht nach dem Schatz. Grüße, verbunden mit lieben Gedanken, gehen an Soldat Gerd Weichel von seiner Grit und an Unteroffizier Mario Schramm von seiner Ines.

Drei kleine Rosen

Dem Soldaten Bernhard Przybilla gratulieren zum 25. Geburtstag am 25. 4. 1985 recht herzlich seine Frau und die drei kleinen Rosen Verena, Vivien und Vicky sowie Familie H. Wagner. Alle sind sehr stolz auf ihn und sagen, daß er weiterhin sein bestes geben soll.

Weiterhin gegrüßt werden:

Unteroffizier Detlef Pirzkall von seiner Katrin Lehmann; Soldat Maik Jäckel von Heike Kühnemund, und Gefreiter Ernst Teller erhält Küsse von seiner Bärbel und Sohn Dennis. Mandy denkt an Ihren Verlobten, den Fähnrichschüler Steffen Richter. Unteroffizier Michael Müller erhält liebe Geburtstagsgrüße von seiner Frau Marina und den Kindern Dorina und Stefan, und Ramona Schmidt und die Kinder David und Christopher warten sehnsüchtig auf den Papi, der zur Zeit das Glück beschützt.



Der erste scharfe Schuß

... ist zweifelsohne der Höhepunkt für jeden neueinberufenen Soldaten. In einer Bildreportage geht AR den Gedanken und Gefühlen junger Soldaten nach, schildert sie deren erste Eindrücke und Erlebnisse in der NVA. In der AR-Waffensammlung stellen wir Waffen des Sieges aus dem Großen Vaterländischen Krieg der Sowjetunion vor. Andere Beiträge befassen sich mit der Taktikausbildung von mot. Schützen, einem Ausscheid der besten Panzerfahrer und dem Militärsportabzeichen. AR führte ein Exklusivinterview mit Erwin Geschonnek. Wir berichten über einen Klubtreff von Grenzsoldaten, die Streitkräfte Simbabwes, Offiziersschüler unserer Volksmarine und bringen ein Preisausschreiben zum 30. Jahrestag des Warschauer Vertrages. Dies und noch mehr erwartet Sie

in der nächsten



Welchen Kurs flog der schwarze Vogel des Francis Gary Powers? Was suchte ein US-amerikanischer Strahltrainer über dem Bezirk Erfurt? Warum kam es beim Flug Nr. 007 der KAL in Alaska zu 40 Minuten Verspätung? Wieso startete die USA-Raumfähre „Challenger" am 30. August 1983 zum ersten Mal nachts?

Fliegende

Morgens gegen sechs Uhr auf einem Flugplatz nahe der westpakistanischen Stadt Peschawar.

Das Gelände scheint wie ausgestorben. Nur an einem einzigen Flugzeug bewegen sich Menschen. Die Maschine mutet merkwürdig an: ob ihres schwarzen Anstrichs verschwinden die Konturen fast in der aufziehenden Morgendämmerung. Kein Hoheitszeichen verrät die Nationalität. Mit ihrer großen Spannweite sieht sie einem Segler ähnlich. Und doch ist es ein strahlgetriebenes Flugzeug. Seine Bezeichnung, der Name des Piloten und das Einsatzziel sollen Stunden später durch die Welt gehen.

Noch aber ahnt Francis Gary Powers nichts davon. Er wiegt sich in Sicherheit – auch als er, es ist der 1. Mai 1960, in rund 21000 m Höhe in den sowjetischen Luftraum eindringt. Ebenso wie er ist die USA-Generalität, sind seine Auftraggeber von der CIA der festen Überzeugung, die U-2 sei für die sowjetische Luftabwehr unerreichbar. Jedoch, sie irren sich allesamt: Nahe von Swerdlowsk rast der U-2 eine Fla-Rakete entgegen und holt den fliegenden Spion vom Himmel ...

Der 1. Mai 1960 wird für die USA-Spionage ein Trauma. Einerseits, weil die Weltöffentlichkeit zum wiederholten Mal von den Schnüffeleien im Luftraum der UdSSR erfährt, andererseits, weil sich in dem U-2-Abschuß das zunehmende Risiko der bisherigen Spionagemethoden zeigt. Zwar ist die Vernichtung der U-2 der spektakulärste, aber keineswegs der einzige Abschuß eines US-amerikanischen Luftspions. Zwischen 1953 und 1956 wurde der sowjetische Luftraum 113 mal verletzt; zwischen 1950 und 1964 wurden 107 Angehörige der USA-Luftwaffe bei Spionageaktionen über sozialistischen Ländern abgeschossen, festgenommen oder bezahlten ihren Einsatz mit dem Leben.

Die USA-Spionageexperten suchten nach neuen Wegen. Durch die wissenschaftlich-technische Revolution boten sich zwei an: Die Weiterentwicklung der Spionageflugzeuge und das Ausweichen in höhere Regionen, also in den Kosmos.

Was die erste Variante betrifft, so gibt es heute eine regelrechte Familie fliegender Spione: seit 1966 befindet sich der strategische Aufklärer SR-71 im Truppendienst, seit 1980 das Aufklärungs- und Feuerleitsystem AWACS und seit 1981 der taktische Höhenaufklärer TR-1, gewissermaßen ein Nachfolger der U-2. Bis auf das AWACS-System sind alle diese Maschinen nach wie vor schwarz angestrichen. Und genauso schwarz sind ihre Aufgaben. So schrieb die BRD-Zeitung „Welt am Sonntag" vom 6. Juli 1980 über den SR-71: „Sein Jagdrevier ist die Erde. Um Beute zu machen, muß der schwarze Vogel jedoch bis zum Rand des Weltalls klettern. Von dort äugt er hinab in die feindliche Hemisphäre. Von dort oben erspäht er seine Beute. Im Bauch trägt er sie heimwärts. Der Vogel heißt Blackbird – Amsel." Bezeichnende Überschrift des Artikels: „Sie spionieren vom Rande des Weltalls die Russen aus." Eine Staffel SR-71 Blackbird ist in Alconbury nahe London stationiert, um von dort aus entlang den Grenzen der BRD zu sozialistischen Staaten auf Spionageflug zu gehen.

Spione

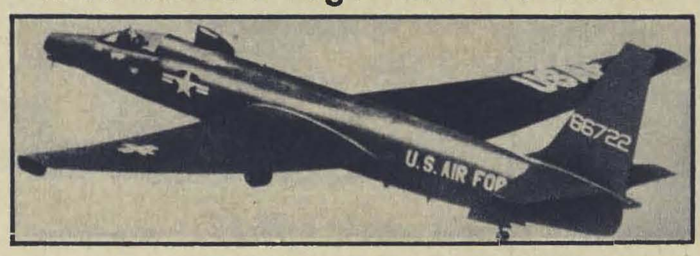


Verlauf des Spionagefluges der U-2 mit Gary Powers an Bord am 1. Mai 1960, der erstmals das Territorium der UdSSR von Süd nach Nord überfliegen sollte

Die Spionageapparatur wird vorbereitet (rechts)

Der abgeschossene USA-Pilot vor Gericht (unten)

Die schwarzen Vögel und ihre Brüder



Lockheed U-2

Freitragender Mitteldecker in Ganzmetallbauweise, zweiholmige Flügel großer Streckung. Die Entwicklung begann 1954; der Erstflug des Prototyps erfolgte ein Jahr später. Länge: 15,1 m. Spannweite: 24,4 m. Startmasse: 7815 kg. Höchstgeschwindigkeit: 800 km/h. Gipfelhöhe: 24000 m. Reichweite: 7000 km.

Lockheed SR-71

Freitragender Mitteldecker in Titanbauweise, Waffenschächte in den Seitenwülsten. Die Entwicklung begann 1959 unter strenger Geheimhaltung; Erstflug am 16. April 1961. Länge: 32,7 m. Spannweite: 17 m. Startmasse: 77110 kg. Höchstgeschwindigkeit: 3380 km/h. Gipfelhöhe: 24500 m. Reichweite: 6000 km

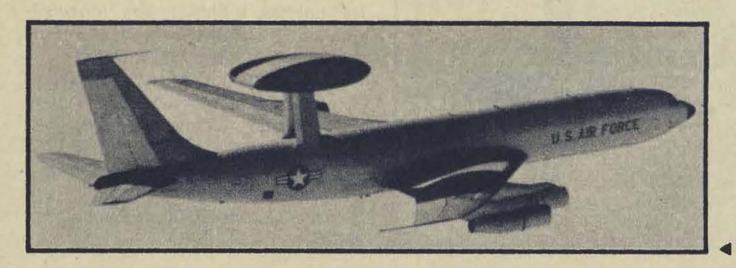


Was die zweite Variante betrifft, die kosmische Spionage, so hatten dazu bereits 1946 theoretische Studien begonnen. Die Rand Corporation, eine „Denkfabrik" des Pentagon, war beauftragt, entspechende Entwicklungen in Angriff zu nehmen. Im Frühjahr 1951 legte sie den Bericht „Tauglichkeit künstlicher Satelliten für kosmische Aufklärung" vor, 1956 begann die Realisierung. Hauptauftragnehmer: der Lockheed-Konzern. 1963 wurden die ersten modernen Bildaufklärungssatelliten produziert, wenige Jahre später die elektronischen Aufklärungssatelliten des Ferret- und Elint-Typs. Sie beschrieb die Fachzeitschrift „Spaceflight" am 7. Juli 1978 wie folgt: „Ihre Mission besteht darin, Funkverkehr und Radaraktivität zu erfassen und aufzuzeichnen, während sie sich über ausländischem Territorium befinden, und später zwecks Auswertung an die Bodenstationen im Heimatland zu übermitteln. Auf diese Weise ist es möglich, die feindlichen Radaranlagen zu orten und erheblichen Aufschluß über ihre Eigenschaften und ihre Leistung zu gewinnen."

Damit begann eine neue Etappe in der USA-Spionagetätigkeit. Ihr Merkmal: Satelliten- und Flugzeugaufklärung wurden gekoppelt. Es geht darum, wie R. J. Schlesinger in dem Standardwerk „Prinzipien der elektronischen Kriegführung" hervorhebt, „Elemente der Verteidigung eines Landes absichtlich zu aktivieren und die darauf einsetzende Aktivität sorgfältig zu beobachten. Die Anwendung dieser List könnte ein Flugzeug übernehmen, indem es das Frühwarnsystem der feindlichen Verteidigung ansteuert. Wie tief es dabei vordringen darf, ist Sache der Mutmaßung und der Politik. Solche Verfahren sind sowohl militärisch als auch politisch

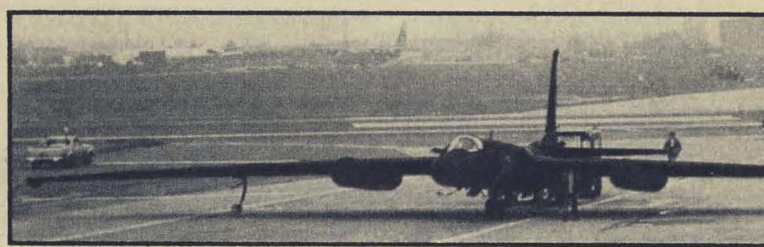


Diese Aufnahme des USA-Marinestützpunktes San Diego aus 20917 m Höhe von einer U-2 fotografiert, zeigt, welche Möglichkeiten die Luftspionage bietet.



Boeing E 3A AWACS

Abgeleitete Version aus dem Passagierflugzeug Boeing 707. Kennzeichen des Fernaufklärungs- und Feuerleitflugzeuges ist der Radardom über dem Rumpf; im Truppendienst seit 1980 Länge: 45,62 m. Spannweite: 44,42 m. Höchstgeschwindigkeit: 853 km/h in 10 000 m Höhe. Dienstgipfelhöhe: 12 000 m. Reichweite: 7 500 km. Flugzeit: 12 Stunden bei 670 km/h. ◀



Lockheed TR-1

Freitragender Mitteldecker, Flügel großer Streckung mit zwei Gondeln für elektronische Ausrüstung; im Truppendienst seit Ende 1981. Länge: 20,70 m. Spannweite: 31,40 m. Höchstgeschwindigkeit: 795 km/h. Gipfelhöhe: 27 500 m. Reichweite: 9 000 km. Flugdauer: bis 12 Stunden. ▶

gefährlich." Und so ist es in der Tat. Genau genommen stellen solche Spionageunternehmen ein regelrechtes Vabanquespiel dar, in welchem nicht nur das Leben der Piloten aufs Spiel gesetzt wird; es ist ein Wandeln am Rande einer militärischen Auseinandersetzung, des Krieges.

1964 wurde dieses „Spiel" erprobt – über unserer Republik!

Wie lief das ab?

Am 19. Januar war von der USA-Luftwaffenbasis Vandenberg in Kalifornien ein Ferret-D-Satellit gestartet worden. Neun Tage darauf drang ein Strahltrainer der USA-Luftwaffe vom Typ T-39 bei Diedorf im Bezirk Erfurt in den Luftraum der DDR ein. Nach einem Flug von rund 100 km wurde er von einem sowjetischen Jagdflugzeug abgeschossen. Das Zusammenwirken von Flugzeug und Satellit schilderte die britische Militärzeitschrift „Defence Attache" in ihrer Märzausgabe 1984 mit folgenden Worten: „Wo befand sich zu diesem Zeitpunkt der verdächtige Ferret-Satellit? In optimaler Position, um die wegen des Eindringlings vom Osten ausgehende Radaraktivität aufzuzeichnen."

Am 10. März desselben Jahres wiederholte sich das Ganze – diesmal mit einer Militärmaschine vom Typ RB-66. Die Luftraumverletzung erfolgte knapp 50 km nördlich von der vorhergehenden. Auch dieser fliegende Spion wurde abgeschossen.

Bislang handelte es sich um Militärflugzeuge. Die Reagan-Administration hingegen leitete eine neue abenteuerliche Etappe ein, indem sie ein ziviles Großraumflugzeug einsetzte und damit von vornherein mit dem Leben unschuldiger Menschen spielte. Im Hintergrund, so die bereits zitierte „Defence Attache", stand der Gedanke: „Bei allen früheren vom Geheimdienst inspirierten Zwischenfällen mit zivilen Flugzeugen waren die Flugzeuge heil davongekommen."

Folglich hoffte man im Weißen Haus und im Pentagon, auch bei jener großangelegten und eine neue Dimension der USA-Luftspionage erreichenden Aktion ungeschoren davonzukommen, von der nun die Rede sein soll. Gemeint ist der mit einer Boeing 747 der südkoreanischen Fluggesellschaft KAL in der Nacht vom 31. August zum 1. September 1983 über Sachalin inszenierte „Zwischenfall".

An der in dieser Form erstmalig durchgeführten Spionageaktion waren verschiedene Aufklärungskomplexe beteiligt, darunter auch die USA-Raumfähre „Challenger". Bereits ein Jahr zuvor konnte man in der schon erwähnten „Spaceflight" lesen, daß die USA-Raumfähren bei ihren militärischen Missionen auch die „Rolle eines Überwachungssystems" zu erfüllen hätten. Das Geschehen im Spätsommer 1983 lieferte dafür einen Beweis.

Am 30. August war die „Challenger" um 02.32 Uhr Ortszeit in Cape Canaveral gestartet, also 36 Stunden vor den letzten Flugminuten der KAL-Boeing 747. „Vieles war ungewöhnlich", vermerkte der britische „Defence Attache" und schrieb weiter: „Erstmals startete eine US-Raumfähre nachts, und erstmals in östlicher Richtung. Noch bei der 23., 24. und 25. Umkreisung flog sie in östliche Richtung, wechselte dann allmählich in eine südöstliche Richtung auf eine Bahn über bzw. fast über diesem nördlichsten Breitengrad und war zum Zeitpunkt des Vorfalls am nächsten. Das heißt, in wohlüberlegter Distanz zu dem Gebiet, aber nahe genug, um die Fähre bei der Durchführung der ausgedehnten Geheimdienstope-



◀ ***Grumman E-2 Hawkeye***

Freitragender Hochdecker in Ganzmetallbauweise, V-Stellung des Höhenleitwerks und vier Seitenleitwerke als Besonderheit; Erstflug am 21. Oktober 1960, Lieferung an die USA-Streitkräfte ab Juni 1964. Maschinen dieses Typs waren auch im Vietnamkrieg eingesetzt. Länge: 17,55 m. Spannweite: 24,56 m. Startmasse (max.): 24 870 kg. Höchstgeschwindigkeit: 585 km/h. Dienstgipfelhöhe: 8780 m. Reichweite 2660 km.

Lockheed P-3 Orion ▶

Ableitung aus dem Zivilflugzeug „Elektra", freitragender Tiefdecker in Ganzmetallbauweise, magnetische Ortungsgeräte im langgestreckten Heckdorn; Erstflugzeug der Serienmaschine am 15. April 1961, wird vorrangig als Seeaufklärer verwandt. Länge: 35,6 m. Spannweite: 30,4 m. Startmasse (max.): 61 000 kg. Höchstgeschwindigkeit: 720 km/h. Dienstgipfelhöhe: 12 000 m.



ration in die Ausführung der Kommando-, Kontroll- und Nachrichtenübermittlungsfunktionen einzubeziehen."

Insgesamt war, wie Marschall der Flieger P. Kirsanow in der „Prawda" erklärte, „vom 31. August bis zum 1. September im Gebiet des sowjetischen Fernen Ostens ein ganzer Spionagekomplex aufgebaut" worden, um „so vollständig wie möglich Angaben über das sowjetische Luftverteidigungssystem im Fernen Osten, besonders in den Zonen wichtiger strategischer Objekte auf Kamtschatka und Sachalin, sowie über diese Objekte selbst zu erhalten". Plötzlich findet also auch die Tatsache eine Erklärung, daß die KAL-Boeing 747 vierzig Minuten später als vorgesehen von Anchorage auf Alaska gestartet war. Diese Verzögerung wurde notwendig, um den Flug zu den Küsten Kamtschatkas und Sachalins mit dem Kurs des Ferret-D-Satelliten zeitlich genau zu synchronisieren. Wie Marschall Kirsanow weiter feststellte, habe der Satellit das Gebiet dreimal überflogen: das erste Mal, um die sowjetische Radaraktivität bei normaler Intensität aufzuzeichnen. Das zweite Mal exakt auf die Minute, als die KAL-Boeing 747 erstmals in sowjetischen Luftraum eindrang und sich die Radartätigkeit etwa verdoppelte. Der dritte Überflug wurde ebenfalls zeitlich genau auf das nochmalige Eindringen der zivilen Spionagemaschine in den Luftraum der UdSSR abgestimmt.

Das sind die nüchternen Tatsachen. Als USA-Präsident Reagan salbungsvoll orakelte, „wohl niemand" werde „sie jemals erfahren", war offenbar der Wunsch der Vater des Gedanken. Jedoch, die Wahrheit kommt ans Licht und kam auch diesmal ans Licht. Sie demaskiert das abenteuerliche, den Frieden gefährdende, Menschenleben aufs Spiel setzende Handeln Washingtons. Denn **erstmals** wurde bei einem großangelegten Spionageunternehmen ein ziviles Großraumflugzeug mit 269 Passagieren an Bord eingesetzt – und geopfert. **Erstmals** wurde neben Spionageflugzeugen der Typen RC-135, P-3 Orion und E 3A AWACS, der USA-Fregatte „Badger", Beobachtungsstationen auf den Aleuten, auf Hawaii, in Japan und Südkorea sowie einem Ferret-D-Satelliten auch eine USA-Raumfähre einbezogen.

Inzwischen hat die Reagan-Administration bereits eine weitere Etappe eingeleitet, denn mit dem Start der Raumfähre „Discovery" wurde eine Serie von vierzig ausgesprochen militärischen Einsätzen des „Space Shuttle" begonnen. Dazu gehörte das Aussetzen eines neuartigen Spionagesatelliten, der über dem europäischen Teil der UdSSR in einer geostationären Bahn im All verankert worden ist. Dieser 300 Millionen Dollar teure fliegende Spion im Kosmos ist das größte Spionageinstrument der USA über sowjetischem Gebiet.

Von Swerdlowsk über Sachalin bis hin zu den neuesten Aktionen der fliegenden USA-Spione zieht sich wie ein roter Faden eine Charakteristik: Was die schwarzen Vögel des Pentagon und der CIA sowie ihre kosmischen Ableger betreiben, ist schlimmstes und gefährlichstes Abenteurertum – oder ganz einfach: staatlich organisiertes Verbrechertum.

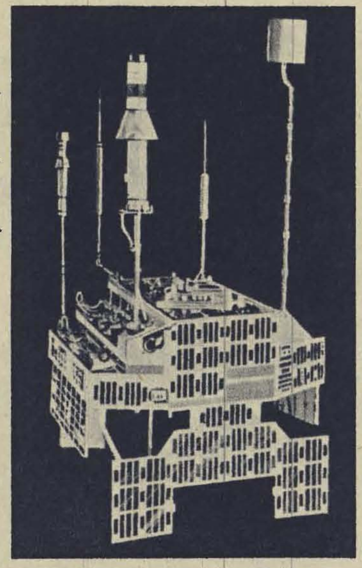
Text: Rainer Ruthe
Karten: Hans-Ullrich Kutzner
Bild: Archiv

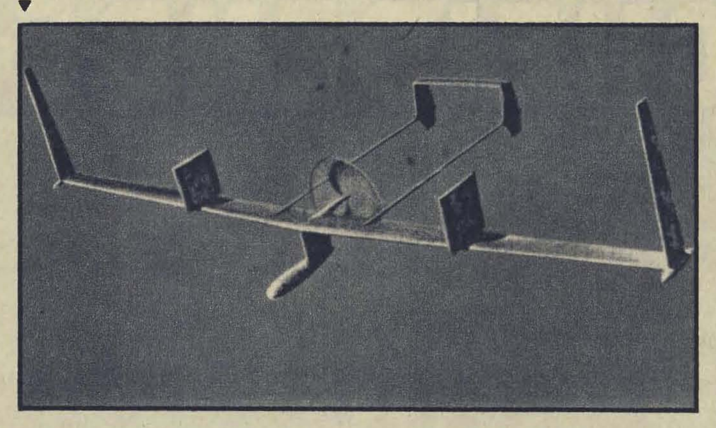
Lockheed Solar HAPP (Projekt)

Unbemannter Flugkörper mit Elektroantrieb und Solarzellen, der mit einer t Gewicht fast ewig in der Luft bleiben kann; als „Ersatz" für die teuren Spionagesatelliten gedacht. Er soll, falls die Mittel bewilligt werden, ab 1993 in 20000 m Höhe mit den Kameras in den tropfenförmigen Gondeln der mit 100 m Spannweite sehr langen Flügel Luftspionage betreiben. ▼

Aufklärungssatellit „Ferret"

Entsprechend seinem Einsatzspektrum sind keine technischen Angaben veröffentlicht worden. Satelliten dieses Typs dienen dem Abhören des militärischen Funkverkehrs sowie der Bestimmung des Standortes und der Betriebscharakteristika der Luftverteidigungssysteme des Gegners. Funktechnische Aufklärungssatelliten handeln in Höhen zwischen 500 und 600 km. ▶





Die Karte veranschaulicht das Zusammenwirken der verschiedenen Spionagesysteme über der sowjetischen Insel Sachalin in der Nacht vom 31. August zum 1. September 1983, bei der erstmals ein ziviles Großraumpassagierflugzeug und eine USA-Raumfähre beteiligt gewesen sind.

Überflug 1
18.45
Überflug 2
20.24
Überflug 3
22.04
22.05
22.07
22.10
UdSSR
Luftraum verletzer
17.45
20.49
Alaska (zu USA)
KANADA
Anchorage
20.30
KAL-007
18.50
KAL-015
Petropawlowsk
31.8.
20.30
KAL-007
22.05
22.24
31.8.
INT. FLUGROUTE
MVR
CHINA
Wladiwostok
KAL-015
18.54
KDVR
31.8.
20.32
Süd-korea
JAPAN
Okinawa
0 1200

Südkoreanische Passagiermaschine Boeing 747
USA-Fernaufklärer RC-135
Trägergestützter Seeaufklärer P-3 Orion
USA-Fregatte „Badger"
Fernaufklärungs- und Feuerleitflugzeug E3A AWACS
Bodenbeobachtungsstationen der USA
Militärischer Aufklärungssatellit „Ferret-D"

DIE ENTSCHEIDENDE

Leah Ireland-Kunze gehört zu jenen Menschen, für die der zweite Weltkrieg zu einem Schlüsselerlebnis ihres Lebens wurde – vor allem im Nachhinein; sie war damals noch ein Kind. Aufgewachsen in Washington, in einer konservativ denkenden Familie, hörte sie auch nach 1945 verdrehte Ansichten über diesen Krieg. Leah Ireland-Kunze ging einen langen Weg der Erkenntnis, der sie mit dem imperialistischen System brechen ließ und schließlich in

die DDR führte. Aus ihren Erfahrungen und Einsichten schreibt sie für AR über die Rolle der Sowjetunion im zweiten Weltkrieg. Wo deren Streitkräfte kämpften, befand sich:

FRONT

Ein „unknown war", ein „unbekannter Krieg", das war lange Zeit für uns in den USA der zweite Weltkrieg. Es fiel keine einzige Bombe auf nordamerikanisches Territorium. Ab und an hörten wir etwas kurz im Radio oder lasen eine Meldung in der Zeitung. Das änderte sich jedoch mit der Errichtung der zweiten Front, nachdem unsere Truppen 1944 in der Normandie gelandet waren. Wie die Erwachsenen aus den Massenmedien fast nur Meldungen von der zweiten, der Westfront, und kaum etwas von der ersten, von der Ostfront, vorgesetzt bekamen – so wurden auch wir Kinder in dieser einseitigen Weise unterrichtet. Wir wußten kaum etwas über den Verlauf der meisten Schlachten zwischen den Truppen der deutschen Wehrmacht und den Streitkräften der Roten Armee.

Altstoffsammlungen für den „Sieg" der USA

Wir halfen bei „Siegessammlungen" von Altstoffen – für „unseren Sieg". Ich weiß noch sehr genau, wie wir Kinder „Siegesgärten" anlegten; allerdings nicht für Blumen, sondern für Gemüse, um die Lebensmittelversorgung zu verbessern. Lebensmittel waren nämlich rationiert. Fleisch und Eier waren rar, es gab rote Fleischmarken. Wir bekamen keine Butter, nur Margarine. Ich fragte damals: „Wenn die Truppen zu Hause sind, essen sie Steaks und keine C-Rations in Büchsen. Warum wird das Fleisch jetzt rationiert?" Man gab mir nur vage Antworten; es hätte etwas mit „Transportverlusten" zu tun. Auch Medikamente für die Bevölkerung waren knapp. Als ich 1943 eine schwere Lungenentzündung bekam, hieß es, der Penicillinvorrat sei ausschließlich für die Truppen. Für mich blieben die häßlichen Senfpflaster und drei Monate Bettruhe die einzigen Hilfsmittel.

Dann kam der 8. Mai 1945. Wir feierten ihn als VE-Day, als Victory in Europe (Tag des Sieges in Europa), und antworteten auf die Frage, wer denn der siegreiche General sei, im Chor: „Eisenhower!" Namen wie Shukow, Konew, Rokossowski oder Bersarin hörten wir in diesem Zusammenhang nicht. Nach dem Krieg verstärkte sich diese einseitige Betrachtungsweise noch. An der Universität hörte ich zwar mal etwas über Stalingrad, aber von den großen Schlachten in Belorußland oder im Kursker Bogen, von der Blockade Leningrads erzählte man uns Studenten kaum etwas Richtiges. Es hieß nur immer: Wir, die Westalliierten, hätten den Krieg gewonnen. Ohne unser Eingreifen wäre die Sowjetunion „zusammengesackt".

Irrige Hoffnungen im USA-Kongreß

Darauf hofften die führenden Politiker und Militärs von Anfang an. Der Chef des Strategischen Planungsstabes, General Albert C. Wedemeyer, Autor des „Siegesprogramms" der USA-Streitkräfte, erklärte mehrmals öffentlich: „Es ist meine Hoffnung, daß die Deutschen und die Russen einander zermalmen werden". Viele Senatoren und Politiker im USA-Kongreß – darunter auch der spätere Präsident Harry S. Truman – sowie die Mehrzahl der höheren Marineoffiziere stimmten mit Wedemeyer darin überein. Da mein Großvater mütterlicherseits in den konservativen Kreisen der Kriegsmarine verkehrte und meine Mutter eine leidenschaftliche Anhängerin der rechtsstehenden Gruppierung um den Ex-Präsidenten Hoover und den profaschistischen „Fliegerhelden" Charles Lindbergh war, hörte ich solche Aussprüche oft genug.

Doch die Entwicklung verlief nicht so, wie diese Kräfte es wünschten. Ihre Rechnung ging nicht auf. Das sowjetische Volk ließ sich nicht von der faschistischen deutschen Militärmacht „zermalmen". Schon sechs Monate nach dem Einmarsch der bisher sieggewohnten Wehrmacht bewahrheitete sich eine Erkenntnis Lenins. (Ich muß an dieser Stelle einfügen, daß ich, je mehr ich die Klassiker studierte, immer deutlicher erkannte, wie sehr uns in den USA über den wahren Hergang der Kriegsereignisse etwas vorgemacht wurde.) Noch vor der Oktoberrevolution hatte Lenin formuliert, daß „die Verteidigungsfähigkeit eines Landes, das das Joch des Kapitals abgeschüttelt, den Bauern Boden gegeben, die Banken und Fabriken unter Arbeiterkontrolle gestellt hat, um ein Vielfaches größer sein würde als die eines kapitalistischen Landes".

Das wollten und konnten die imperialistischen Militärs natürlich nicht verstehen. Wir erfuhren demzufolge auch nicht die wahre Bedeutung des Sieges der Sowjetarmee vor Moskau; daß damit nicht nur der Mythos der „unbesiegbaren deutschen Wehrmacht" zerbrochen, sondern vor allem das Fundament für den grundlegenden Umschwung im zweiten Weltkrieg gelegt wurde. Auch über die Bedeutung von Stalingrad ließ man uns im Unklaren. Dieser historische Sieg, der selbst bei stockkonservativen Militärs wie General McArthur Bewunderung hervorrief, wurde nach 1945 von westlichen Historikern immer wieder herunterzuspielen versucht.

230 zu 12 Divisionen – keine Gleichung

Nicht Stalingrad, wo die Truppen der faschistischen Verbündeten im Verlauf von 200 Tagen und Nächten fast ein Viertel ihrer Kräfte verloren, wird von diesen Historikern als Wende des zweiten Weltkrieges bezeichnet, sondern die Schlacht gegen das „Afrika-Korps" des Nazi-Generalfeldmarschalls Rommel bei El Alamein. So jubelte der von imperialistischen Kreisen hochgepriesene Politologe William L. Shirer in seinem 1964 erschienenen Buch „Aufstieg und Fall des Dritten Reiches": „Dies war der Anfang des Endes für Adolf Hitler ..."

Doch wie sah es wirklich aus? Aus der Literatur habe ich viel später erfahren, daß Ende 1942

2076 Tage bis zum Frieden in Europa



Berlin-Karlshorst in der Nacht vom 8. zum 9. Mai 1945. Marschall Georgi Konstantinowitsch Shukow für das Oberkommando der Roten Armee und Luftmarschall Sir Arthur William Tedder für den Oberbefehlshaber der Alliierten Expeditionsstreitkräfte nehmen von Generalfeldmarschall Keitel, Generaladmiral von Friedeburg und Generaloberst Stumpff die bedingungslose Kapitulation der faschistischen Wehrmacht entgegen. Ab 23.01 Uhr haben alle noch unter deutschem Befehl stehenden Streitkräfte die Waffen niederzulegen. Die Uhr zeigt 22.43 Uhr mitteleuropäischer Zeit. Nach Moskauer Zeit – sie gilt offiziell hier im Stab von Marschall Shukow – war der neue Tag, der 9. Mai, fast eine dreiviertel Stunde alt. Der erste Tag des Friedens in Europa nach 2076 Tagen Krieg; im pazifischen Raum dauerte er noch bis zum 2. September 1945.

Dieser von der Nazi-Clique begonnene zweite Weltkrieg zog 1,7 Milliarden Menschen in 61 Staaten in seinen blutigen Strudel hinein. Über 50 Millionen Menschen wurden getötet, davon allein 20 Millionen Sowjetbürger.

Am 25. April 1945 trafen bei Torgau an der Elbe sowjetische und angloamerikanische Truppen zusammen – also Soldaten der ersten und der zweiten Front. 338 Tage zuvor, am 6. Juni 1944, war endlich mit der Landung in der Normandie die lang zugesicherte zweite Front von den Westalliierten eröffnet worden. Doch 1080 der insgesamt 1418 Tage seit dem Überfall der Faschisten am 22. Juni 1941 auf die Sowjetunion stand das Land des Roten Oktober der faschistischen Wehrmacht allein gegenüber. Zwei Drittel seiner Divisionen hatte Nazi-Deutschland auch nach Eröffnung der zweiten Front im Osten eingesetzt. 607 faschistische Divisionen wurden durch die Rote Armee vernichtet, 6 Millionen sowjetische Soldaten gaben ihr Leben. Die USA-Armee hingegen verlor insgesamt 450000 Mann.

an der sowjetisch-deutschen Front 230 faschistische Divisionen kämpften, in Nordafrika jedoch nur 12, darunter 8 italienische. Bei El Alamein büßten die deutsch-italienischen Truppen 55000 Mann ein, in der Stalingrader Schlacht hingegen verloren die Faschisten 1,5 Millionen an Toten, Verwundeten und Vermißten. Wir sind also belogen worden.

Genauso war es mit den Fragen, die mit der Eröffnung der zweiten Front zusammenhingen. Es gab ein klares Abkommen über deren Errichtung. Doch unsere Regierung und die Großbritanniens haben sie immer wieder hinausgeschoben. Freilich, Präsident Franklin D. Roosevelt hatte Probleme mit dem Krieg gegen den faschistischen Verbündeten Japan in den Weiten des Pazifik, wo ohne direkte Frontlinien auf See gekämpft wurde. Doch, und das wußten die wenigsten, die USA-Landstreitkräfte waren von diesen Kämpfen kaum betroffen. Die grundlegende Frage war für Roosevelt und den britischen Premier Churchill eine andere. Der USA-Historiker Mark Stolzer spricht sie in dem 1977 erschienenen Buch „Die Politik der zweiten Front" offen aus: „Von ihrer ersten Erwähnung an war die Frage der zweiten Front eine höchst politische Angelegenheit und wurde von der Führung in Washington als solche erkannt."

UdSSR-Forderungen falsch interpretiert

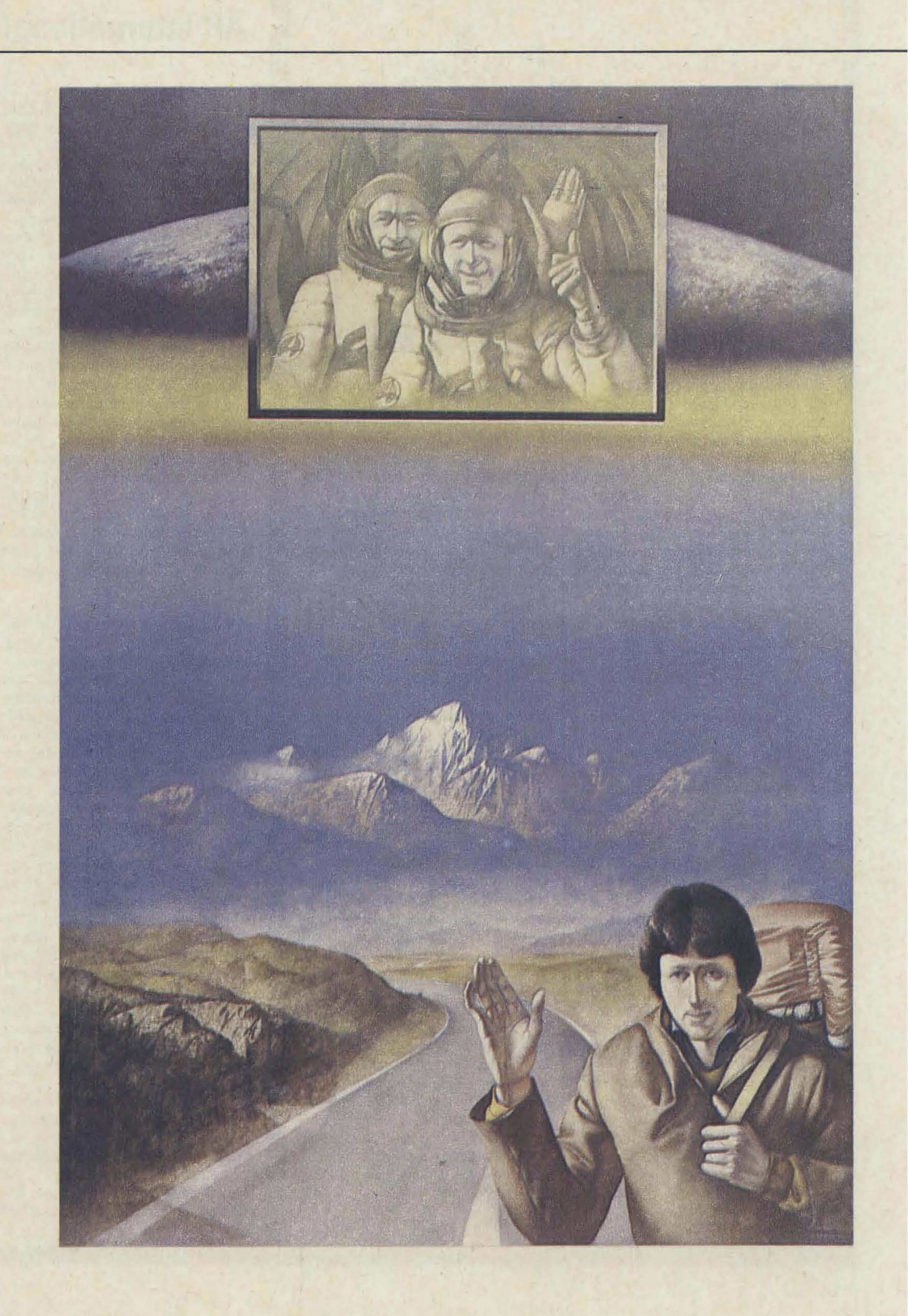
Deshalb wurden die Forderungen der Sowjetunion, sie baldigst zu eröffnen, absichtlich falsch interpretiert. Dies bezog sich insbesondere auf ein dementsprechendes Telegramm Stalins, als die faschistische Wehrmacht noch siegessicher nach Moskau vormarschierte. Die Regierung in Washington folgerte daraus: „Die Sowjets machten klar, daß sie die sofortige Eröffnung einer zweiten Front forderten, wenn der Westen die fortgesetzte Teilnahme der Sowjetunion am Krieg haben wollte."

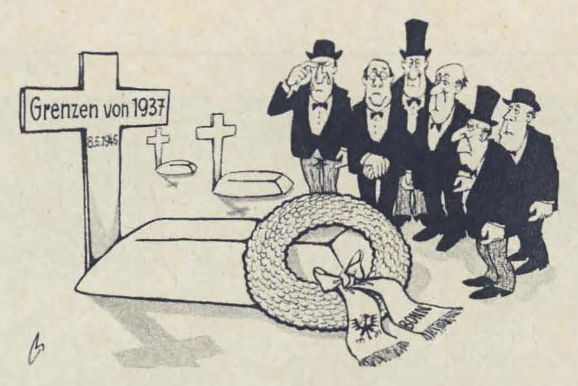
Fortsetzung auf Seite 58

Eberhard Löbel
Kosmos, Mischtechnik

Bald werden sie wieder in Scharen auf den Straßen stehen, auf ein Auto wartend und winkend – die Tramper.
Viele Soldaten kommen auf diese Weise im Urlaub schneller nach Hause oder zurück zur Kompanie, lange Wartezeiten auf den verpaßten Bus oder Anschlußzug fallen weg. Ein freundlicher Autofahrer findet sich meistens.
Für viele junge Leute ist das Trampen zur Selbstverständlichkeit geworden. Schüler, Studenten, Lehrlinge sparen Geld, es macht Spaß, wenn man nicht gerade stundenlang am Straßenrand stehen muß, manche machen fast einen Sport daraus. Man lernt unbekannte Orte kennen, macht die Bekanntschaft vieler Leute, erfährt im Gespräch Neues, andere Lebensauffassungen, Motivationen, Haltungen, man lernt, sich auf andere einzustellen, entwickelt Toleranz und überprüft eigene Haltungen. Es geht nicht nur übers Wochenende nach Hause, manch einer plant groß angelegte Touren über Wochen in fremde Länder, gezielt zu ersehnten Zielen oder sich treiben lassend, wohin das Auto gerade fährt. Trampen erweckt immer ein wenig Prickeln, befriedigt den Reiz, Unbekanntes zu entdecken, ist ein kleines Abenteuer, stillt Sehnsüchte; man fühlt sich unheimlich erwachsen, frei, unabhängig.
Der Maler Eberhard Löbel hat einen solchen Tramper in das Zentrum seines Bildes gestellt. Er ist zwar nicht der geometrische Mittelpunkt der Komposition, die Hauptfigur ist gerade noch so auf der rechten unteren Ecke zu sehen, und dennoch ist er der geistige Ausgangspunkt alles anderen Dargestellten.
Der junge Mann hat sich aufgemacht, das Notwendigste eingepackt und möchte ferne Welten erobern. Er scheint ein Träumer zu sein, die Ziele sind hoch und weit, die Straße hat ganz schöne Schlaglöcher. Er möchte hin zu den hohen schneebedeckten Gipfeln, sie besteigen, die ganze Erde sehen, alles entdecken und wissen. Doch die Berge reichen ihm nicht. In einer zweiten Ebene, einer Vision gleich, wölbt sich die Erde und ist aus dem Kosmos zu sehen. Das einmontierte Bild von Valeri Bykowski und Sigmund Jähn verweist auf die Interkosmosflüge der befreundeten sozialistischen Länder. Will der Junge in den Kosmos trampen?
Warum eigentlich nicht? Das offiziell anmutende Foto der Kosmonauten erhält in der Montage auf einmal einen persönlichen Bezug, die dargestellten Figuren scheinen miteinander in Beziehung zu treten. Man könnte glauben, Bykowski winkt zurück mit der Bemerkung: Mitnehmen können wir dich nicht, aber vielleicht später! Sigmund Jähns unmißverständliche Geste mit dem Daumen signalisiert: Mach weiter so Junge, realisiere deine Träume, nichts ist unerreichbar, wenn du nur willst, sieh dich um, lerne, besteige die Berge, nichts ist zu schwer oder zu hoch, als daß es nicht zu bewältigen oder zu erreichen sei. Du kannst alles werden, du mußt es nur wollen!
In diesem Sinne ist auch der unergründlich scheinende Kosmos für die Menschheit erschließbar, wird sie ihm Stück für Stück seiner Geheimnisse entreißen. Die Aufgaben sind groß und bieten jedem neugierigen, fleißigen, nach Erkenntnis strebenden Menschen ungeahnte Möglichkeiten.
Eberhard Löbel malt mit fast naturalistischer Genauigkeit ein Bild, das er in Wirklichkeit nie so in der Natur gesehen haben kann. Er montiert reale und allseits bekannte Gegenstände bzw. Personen wie die Straße, die hohen Berge, den Blick auf die Erde vom Kosmos aus, das Bild der Kosmonauten, den Tramper zu einem einheitlichen Gefüge, das es uns ermöglicht, sie in einem neuen Zusammenhang zu sehen. Wir erfahren viel über den Jungen, seine Träume und Wünsche. Der Maler nutzt eine der Möglichkeiten bildender Kunst, über das reine Abbild hinaus, das mit technischen Mitteln wie zum Beispiel der Fotografie oder dem Film heute bedeutend exakter gefaßt werden kann, Wesentliches mitzuteilen, zum Kern der Dinge vorzustoßen.

Text: Dr. Sabine Längert
Reproduktion: Archiv





„Einzelerscheinungen" und 8. Mai

Was tat man nicht schon alles, um die Verbrechen des deutschen Faschismus zu verniedlichen, sie aus dem Bewußtsein zu verdrängen! Welche Geschichtslügen wird man zwischen Nordsee und Bayrischem Wald bis zum 40. Jahrestag des 8. Mai 1945 noch fabrizieren? Jenen Jahrestag, den wir als Tag des Sieges über den Hitlerfaschismus, als Tag der Befreiung des deutschen Volkes, als Feiertag begehen.

Die Ewig-Gestrigen in der BRD sehen das natürlich anders. Da wäre beispielsweise Herr Dregger. Der ist nicht irgendwer, sondern immerhin CDU/CSU-Fraktionsvorsitzender im Bonner Bundestag. Für ihn hat es eine Ausrottungs- und Eroberungspolitik des deutschen Faschismus nie gegeben. Mit Krokodilstränen beklagt er stattdessen die „Vertreibung" und „Unrechtshandlungen" an Deutschen. Flugs vertauscht er Ursache und Wirkung, und schon werden aus Tätern Opfer. „Kein Anlaß zum Feiern" – damit meldet sich BRD-Bundestagspräsident Jenninger mit Blick auf den 8. Mai zu Wort. Überhaupt ist der Begriff „Befreiung" für die „christlichen Demokraten" der BRD im Hinblick auf den 8. Mai ein Reizwort. Ihn meidet man wie die Pest. Lieber spricht man von „Kapitulation". Direkt in Mode ist aber „nationale Katastrophe". Als Kronzeuge dafür, daß es keine Befreiung gewesen sei, benennt man gern General Eisenhower. Als dieser deutschen Boden betrat, hatte er verkündet: „Ich komme nicht als Befreier, sondern als Sieger." Eisenhower sagte die Meinung der USA!

Über den entscheidenden Anteil der UdSSR am Sieg über den Hitlerfaschismus zu sprechen, findet man in Bonn, wie auch in Washington, sei völlig unpassend. Den Krieg im Osten stempelt man lieber zu einem unbedeutenden „Nebenkriegsschauplatz" ab.

Dieses seltsam anmutende Gebaren ist indes gar nicht so seltsam, sondern hat einen realen Hintergrund: Gewisse Herrschaften in der Bundesrepublik tun sich schwer, die Vergangenheit zu bewältigen, das heißt, die Ergebnisse des zweiten Weltkrieges und der Nachkriegsentwicklung ohne Wenn und Aber anzuerkennen. Die BRD-Bundespost hat sich einen eigenen Beitrag zum 40. Jahrestag ausgedacht. Sie läßt mit 30 Millionen Briefmarken der „heimatvertriebenen Deutschen" gedenken und befindet sich damit exakt auf der Linie des Bundeskanzlers. Läßt es sich doch Herr Kohl nicht nehmen, das Revanchistentreffen der „Schlesischen Landsmannschaft" im Juni durch seine Anwesenheit aufzuwerten. Das Hick-Hack-Spiel um das Motto brachte zwar eine gewisse Textveränderung, doch der revanchistische Grundgedanke hat sich in keiner Weise geändert.

Den Nachbarländern gegenüber möchte man die Aktivitäten und Worte der letzten Zeit gern als „Einzelerscheinungen" hinstellen. Peinlich für die Verfechter nur, daß sich diese „Einzelerscheinungen" so gar nicht mehr von der offiziellen BRD-Regierungspolitik unterscheiden lassen und daß dieser Kurs auch bei vielen westeuropäischen Regierungsvertretern auf Unverständnis und Protest stößt.

K. K.

AR International

• **Verbindlich** für die USA-Luftwaffe ist eine sogenannte Weltraum-Grundsatzdoktrin, die den Weltraum als wichtigen Schauplatz militärischen Geschehens definiert. Ein Sprecher des Pentagon bestätigte derartige Veröffentlichungen der „Washington Post" und meinte, die Festlegungen dienten der „Überlegenheit der USA im Luft- und Weltraum". Die Zeitung hatte aus einer im Oktober 1982 verfaßten Luftwaffenvorschrift zitiert, in der es heißt, die USA-Luftwaffe müsse Raumsysteme entwickeln, in Dienst stellen und unterhalten, welche die Fähigkeiten des Landes gewährleisten, „jeden denkbaren Konflikt zu Bedingungen zu lösen, die für die Vereinigten Staaten von Vorteil sind". Im Handbuch ist auch festgelegt, daß die Luftwaffe „durch Entwicklung des Potentials für Kampfeinsätze im Weltraum" eine anhaltende Gefechtsfähigkeit unter Kriegsbedingungen zu garantieren habe.

• **Einsatzbereit** ist jetzt ein verbunkertes „Führungs- und Informationssystem" des Flottenkommandos der BRD-Bundesmarine bei Flensburg. Das nach mehr als zehnjähriger Bau- und Einrichtungszeit in Betrieb genommene Befehlszentrum wurde vom Befehlshaber der Flotte, Vizeadmiral Fromm, als „modernste Führungszentrale aller NATO-Marinestreitkräfte" bezeichnet. Über das rechnergesteuerte System wird der gesamte „Informationsaustausch mit den Flotteneinheiten der Bundesmarine in deren Operationsgebieten Ost- und Nordsee gelenkt", berichtete dazu DPA. Jederzeit könnten „genaue Lagebilder" an Schiffe und Boote übermittelt sowie von dort empfangen werden. Der unterirdische Stab ist für einen Krieg mit Kernwaffen konzipiert und verfügt über eine eigene Energieversorgung und eine Wasser- und Luftaufbereitungsanlage.

• **Erwogen** wird von der britischen Regierung, chemische Waffen zu produzieren. Unter Berufung auf Geheiminformationen enthüllte die britische Wochenzeitung „The New Statesman", daß 1984 von der Regierung heimlich ein Ausschuß

gebildet wurde, auf dessen erster Sitzung Margaret Thatcher „voller Enthusiasmus" den Vorschlag über die Produktion eigener nervenschädigender Kampfstoffe unterstützt habe. Britische Beamte haben inzwischen bestätigt, daß es Aufgabe dieses Ausschusses sei, die britische Politik hinsichtlich der chemischen Rüstung zu überprüfen. Wie die Presse berichtete, reagierte die Kanzlei der Regierungschefin „zornig" auf die Veröffentlichungen. Es wurde sofort angewiesen, zu ermitteln, aus welchen Quellen die streng geheimen Informationen stammten. Die mit der Ausschußgründung bekundete Absicht, die Vorbereitungen auf einen chemischen Krieg voranzutreiben, hat auch in der britischen Öffentlichkeit Besorgnis hervorgerufen.

● **Gestiegen** ist der Drogenkonsum in den spanischen Streitkräften – und zwar in alarmierendem Maße. Die Madrider Zeitung „Diario 16" wertete anonyme Umfragen unter den Soldaten aus, die ergaben, daß 62 Prozent der Wehrpflichtigen mit Drogen in Berührung kamen und 20 Prozent häufig Rauschgift zu sich nehmen. Vor fünf Jahren lagen diese Sätze noch bei 44 und 14 Prozent.

● **„Bearbeitet"** werden in der Bundeswehr 1985 mehr als 11500 Vorhaben für die Entwicklung und Beschaffung von Rüstungsgütern. Die Kosten betragen mehr als 25 Milliarden DM. Wie das Koblenzer Bundesamt für Wehrtechnik und Beschaffung in der BRD-Zeitschrift „Wehrtechnik" verlauten läßt, gehe es dabei im wesentlichen um folgende Rüstungsprojekte: das sogenannte Jagdflugzeug 90, die Leistungssteigerung des Schützenpanzers Marder A 3, die Arbeit an der Luft-Luft-Rakete Asram, die Kampfwertsteigerung des Hubschraubers Sea King und die Entwicklung der SFL-Haubitze 155-1. Fortgesetzt werden die Programme Fregatte 122 und Zerstörer 103, neu gebaut u.a. ein Minenkampfboot. Im Bereich der Luftwaffe liegen die Schwerpunkte bei den Fla-Raketen-Systemen Patriot und Roland. Der Kampfpanzer Leopard 2 soll planmäßig weiter eingeführt werden; die Munitionsbevorratung soll um 300 Millionen DM höher sein als im Vorjahr.

● **Zurückgegangen** ist 1984 der Umsatz des USA-Flugzeugkonzerns Boeing um sieben Prozent gegenüber dem Vorjahr. Der Profit erhöhte sich jedoch durch die konzernfreundliche Steuerpolitik Reagans auf über das Doppelte. Die Jahresbilanz des Konzerns vermerkte auch einen um 23 Prozent größeren Umsatz im Rüstungsbereich (B 1-Bomber, Raketen usw.), der damit zum Teil den Rückgang beim Absatz ziviler Flugzeuge kompensierte.

Im Rahmen ihres gegen die sozialistischen Staaten gerichteten Konfrontationskurses bauen die USA ihr Stützpunktsystem vor allem in West- und Südeuropa weiter aus: Der USA-Stützpunkt Lajes auf der portugiesischen Azoreninsel Terceira soll in Zukunft noch stärker als Transitbasis für Kernwaffen dienen.





In einem Satz

In der BRD wurde ein Rüstungskonsortium der AEG-Telefunken AG, der Bodensee Gerätewerk GmbH, der Diehl GmbH und der Messerschmitt-Bölkow-Blohm GmbH gegründet, um die gemeinsame Produktion „militärischer Flugkörper" für die BRD, Dänemark und die USA vorzubereiten.

Die USA lassen durch ihren Geheimdienst CIA erneut eine bewaffnete Gruppe unter Leitung von Oberst Gritz, „ehemaliger" Angehöriger der „Green Berets", illegal in laotisches Staatsgebiet eindringen, um nach „vermißten USA-Soldaten zu forschen", sprich Spionage und Sabotage zu treiben.

In der BRD mußte in vielen Städten ein besonders übles USA-Filmmachwerk zur psychologischen Kriegsvorbereitung unter dem Titel „Die Rote Flut" nach massiven Protesten der Bevölkerung abgesetzt werden; in ihm wird dargestellt, wie sich eine Gruppe von USA-Jugendlichen einer „Invasion sowjetischer, kubanischer und anderer Ostblocktruppen in den USA" erfolgreich widersetzt.

Über Kanada führten B 52-Bomber der USA Tests mit Cruise Missiles durch, um deren Navigationssystem „über realistischem Terrain, in hohen Breitengraden und unter harten Wetterbedingungen" – womit Bedingungen über sowjetischem Territorium umschrieben wurden – zu erproben.

Redaktion: Werner Pieskow
Karikatur: Ulrich Manke
Bild: Archiv

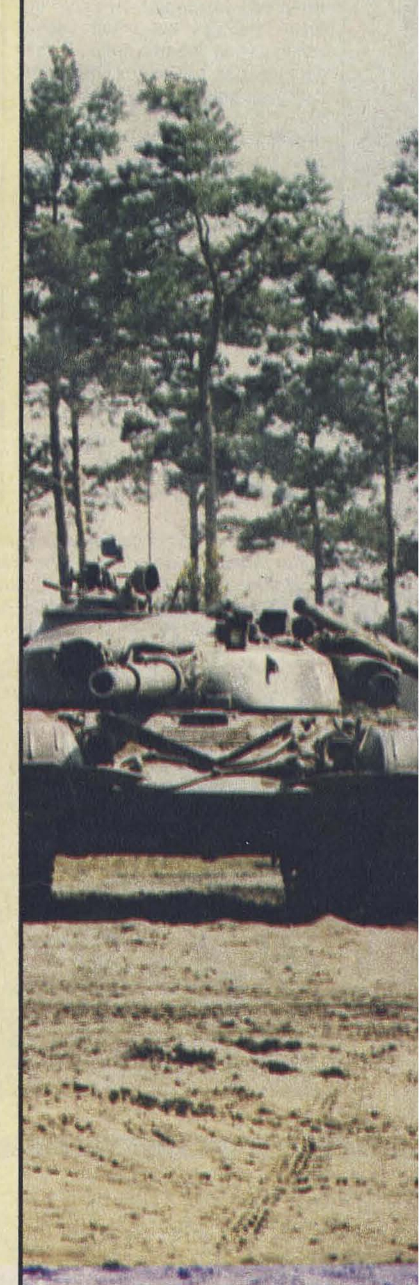
Aus einer langen Waschbürste sprüht die Entgiftungsflüssigkeit, mit der jeder Winkel des Fahrzeuges abzureiben ist.



Duschen für die T-72

„In diesem Raum führen Sie die Spezialbehandlung durch!"

Aufmerksam schaut Unterfeldwebel Frank Ziesenhenne auf die Karte, die sein Vorgesetzter auf dem Waldboden ausgebreitet hat. Zwei Tage übte ein Panzerbataillon mit T-72 hier draußen auf dem ausgedehnten Schießplatz, verteidigte sich, griff an. Dabei geriet die Einheit auch in einen von „gegnerischen" chemischen Kampfstoffen befallenen Abschnitt. So sah es die taktische Lage vor. Nun müssen die Panzer von diesen giftigen Stoffen be-



freit, gereinigt, also entgiftet werden, damit sie wieder voll kampffähig sind, erneut in das Gefecht eingreifen können. Abseits des Angriffsstreifens wartet ein Zug des chemischen Dienstes. Gemeinsam mit den Panzersoldaten werden sie hier die vollständige Spezialbehandlung – so nennt sich militärisch der Vorgang des Entgiftens – vornehmen.

Diese Aufgabe zu leiten, wird dem 21jährigen Berufsunteroffizier übertragen. Frank Ziesenhenne, eigentlich Gruppenführer und erst kürzlich für einige Monate als Führer eines Zuges Spezialbehandlung eingesetzt, steht vor einer Bewährungsprobe.

„Meine erste Gefechtsübung in dieser Funktion." Bange ist ihm nicht. Ehrgeiz hat er, möchte beweisen, daß er die Sache bewältigen kann – auch unter den kritischen Augen seines Vorgesetzten, der den Einsatz kontrolliert.

„Was zu tun ist, weiß ich. Habe mich gründlich vorbereitet. Und mit meinen Soldaten komme ich klar. Sie stehen wie ein Mann. Es macht Freude, mit ihnen zu arbeiten."

Als besonders wichtig sieht es der Unterfeldwebel an, den Ablauf genau zu organisieren und jeden Genossen seines Zuges, aber auch diejenigen des Bataillons, die ihn später unterstützen werden, richtig einzuweisen. „Da muß alles zügig abrollen, aber ohne Hektik. Behutsam hat jeder vorzugehen, damit die ‚Kampfstoffe' nicht aufgewirbelt werden, vielleicht durch eigene Unvorsichtigkeit zusätzlicher Schaden verursacht wird." Die Gefechtsfahrzeuge möchte er voll einsatzfähig und so schnell wie möglich dem Kommandeur wieder übergeben.

Frank Ziesenhenne bestimmt eine breite, gerade Waldschneise als eine Trasse, in der sich die Panzer einer Kompanie in Abständen hintereinander aufstellen können. Auf eine Länge von 600 Metern. „Hier weht kein Wind. Außerdem schützen uns die Bäume vor allzu neugierigen Augen." Und schon schildern die Soldaten die einzelnen Arbeitsplätze aus, füllen die Behälter der Entgiftungsgeräte, setzen sie unter Druck, legen sie aus. Sickergruben für die Entgiftungsflüssigkeiten werden gegraben, am Ende des Durchgangs, getarnt unter Birken, zwei Spezial-Zil mit Entgiftungsanlagen aufgestellt. Abseits in einem Seitenweg indes, dem Platz der sanitären Behandlung für die Soldaten, gruppieren sich Containerfahrzeuge mit Duschanlagen und Zelten.

Nur weniger Korrekturen des Zugführers bedarf es. Er ist gewiß: Der Zug wird auch heute wieder tadellos arbeiten, seinem

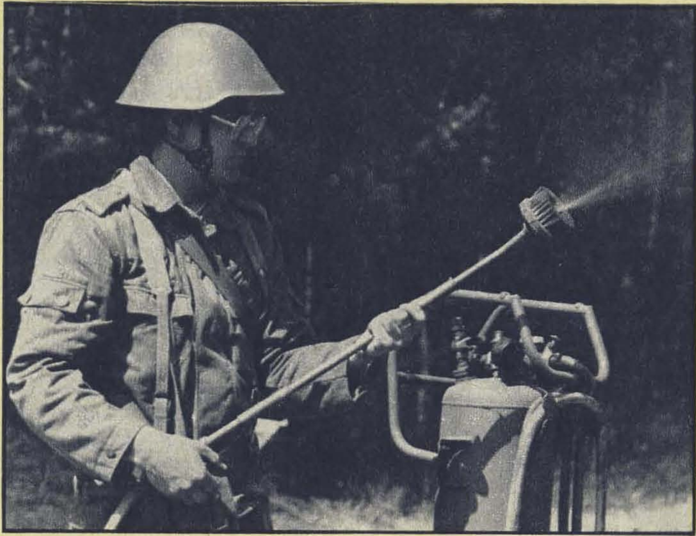


Einweisung der Panzer in die Plätze für Spezialbehandlung.

Unterfeldwebel Ziesenhenne mit dem Kampfstoffanzeiger.



Gefreiter Geissler am Entgiftungsgerät.



Bevor es zum Abwaschen geht, werden die T-72 enttarnt und grob gereinigt.



Gebots- und Hinweisschilder geben die notwendige Orientierung.

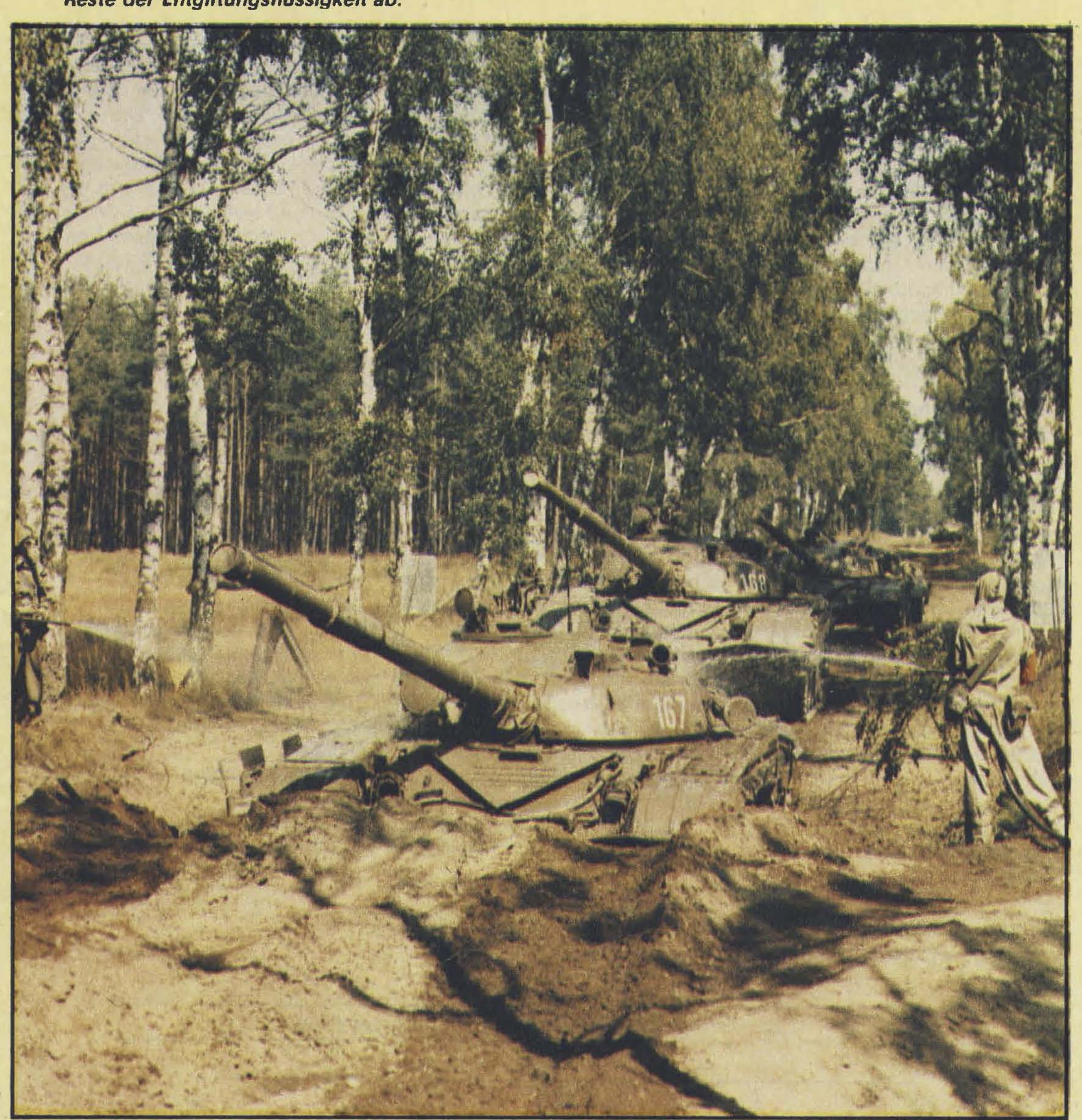


Bestentitel gerecht werden. „Wir haben gut gelernt, um im Gefecht bestehen zu können, unseren Truppen zu helfen. Wir wissen doch, was jenseits unserer Staatsgrenze stationiert ist, wie das alles vollgepackt ist. Jede Stunde müssen wir darauf gefaßt sein, einen Angriff auf unser Land abzuwehren", so seine Worte. Und er denkt an die über 4000 Tonnen chemischer Waffen amerikanischer Herkunft, die in der BRD lagern. Das hat selbst die großbürgerliche „Frankfurter Rundschau" festgestellt und offenbart, daß die BRD das einzige NATO-Land außer den USA sei, in dem heute nordamerikanische Nervengase stationiert sind. Wie skrupellos mit Giften umgegangen wird, zeigt eine Meldung aus Mittelamerika, wonach die USA den Konterrevolutionären in Nikaragua chemische Granaten mit Nervengas übergeben haben.

Und bei den Herbstmanövern 1984 in der BRD übten US- und britische Truppen den Einsatz chemischer Waffen mit simulierten Mitteln.

Zwei Stunden, nachdem er die Aufgabe erhalten hat, trifft Unterfeldwebel Ziesenhenne mit dem Kommandeur des Panzerbataillons zusammen. Das weitere Vorgehen wird beraten. Zwei Panzerkompanien sind zu entgiften. Davor allerdings müssen die stählernen Kolosse enttarnt und grob gereinigt werden. Da die Besat-

Wasserstrahlen spülen zum Abschluß Reste der Entgiftungsflüssigkeit ab.



zungen der T-72 in ihrem Panzer gegenüber Massenvernichtungswaffen geschützt sind, also in diesem Fall auch nicht von den angenommenen chemischen Kampfstoffen befallen wurden, haben sie im Innern ihrer geschlossenen Maschinen zu verbleiben. Nur zwei Besatzungen werden nach außen befohlen. Bekleidet mit ihrer Schutzausrüstung, befreien sie alle Panzer von Ästen und Grasbüscheln, fegen Sand und Erdkrumen von der Stahlbekleidung. Später werden sie ebenfalls beim Entgiften zupacken, denn diese Arbeiten können die wenigen Soldaten des chemischen Dienstes nicht allein bewältigen.

„Vorwärts!" Der Zugführer befiehlt die erste Kolonne heran. Langsam rollen die T-72 den Waldweg entlang, bleiben an den ihnen zugeordneten Arbeitsplätzen stehen. Aus Handduschen rieseln dünne Wasserfäden auf die Fahrzeuge. Eilig stapft Unterfeldwebel Ziesenhenne in seiner Schutzbekleidung durch die Schneise. Wird auch richtig von oben nach unten abgesprüht? Kein Winkel vergessen? Sparsam mit der Entgiftungsflüssigkeit umgegangen? Fahren die Panzer mit angemessener Geschwindigkeit? Kritische Hinweise gelten einigen Panzersoldaten, die mit der Waschbürste doch etwas unbeholfen umgehen. „Vergessen Sie das Rohr nicht! – Kräftiger aufdrücken!" ruft er durch seine Schutzmaske und fuchtelt mit den Armen.

Nachdem das Gegengift, eine

Kalziumhypochloritlösung, ungefähr 15 Minuten eingewirkt hat, fahren die Panzer langsam weiter zum Platz der Nachbehandlung. Eine Kuhle im Weg wurde dafür ausgesucht, beiderseits mit schmalen Abflußgräben. Bedächtig senkt sich die erste Kampfmaschine in das große Loch, stellt der Fahrer den Motor ab. Dafür springen Pumpen an. Sie gehören zu zwei Spezialfahrzeugen, die rechts und links versteckt im Wald stehen. Kräftig strömt aus ihren 2000-Liter-Kesseln über lange Schlauchleitungen Wasser zum T-72, spritzt auf die Stahlplatten, spült Reste der Entgiftungsflüssigkeit ab. Schon ruckt der Panzer wieder an; 500 Meter noch, dann kann die Besatzung ihrem entgifteten Fahrzeug entsteigen. Ein T-72 nach dem anderen macht diese Prozedur mit.

Schon kommt die zweite Kompanie angerollt. Der Unterfeldwebel schaut auf die Uhr, freut sich über den raschen, aber geordneten Ablauf. Eine Kontrolle noch schnell dem Platz der sanitären Behandlung, an dem die Panzersoldaten, die außerhalb der T-72 gearbeitet haben, und die eigenen Männer entgiftet werden. Auch hier ist er zufrieden. „Geben sich ordentlich Mühe, die Jungs", denkt der Zugführer.

Einer von ihnen hantiert mit einem Entgiftungsgerät: Gefreiter Frank Geissler. Ein Mann, der sein Handwerk versteht, gut im Stoff steht. Flugs hat er an seinem Druckbehälter das Absperrventil geschlossen, die Einfüllverschraubung geöffnet und den Dreiwegehahn in Füllstellung geschaltet, achtet im Füllrohr auf den richtigen Spiegel, reguliert die Druckluft, bis das Manometer den zulässigen Arbeitsdruck anzeigt. Schon springt er seinem Nachbarn zur Seite, dessen Schlauchverbindung defekt zu sein scheint, eilt zu einem zweiten, der sich etwas ungeschickt zeigt. „Sechs Übungen habe ich schon mitgemacht. Immer wieder lernte ich dabei. Die Genossen schätzen meine Arbeit", erzählt der 23jährige.

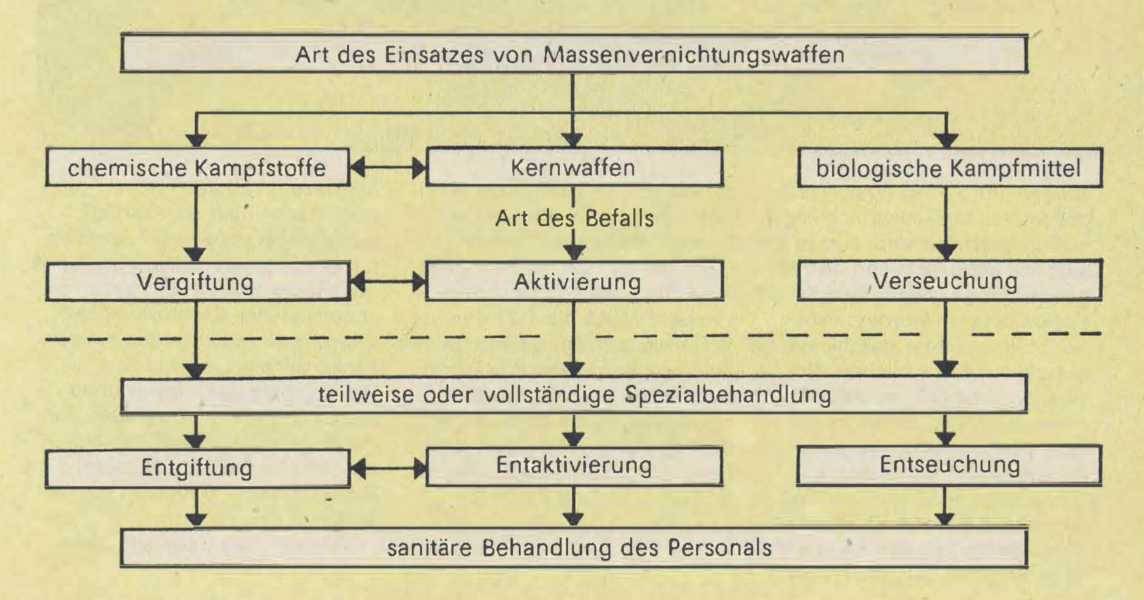
Er ist stolz, bei den Chemischen Diensten zu arbeiten, weil er hier anderen nützen, ihnen helfen kann, Gefahren abzuwenden. Zweimal ist der Rohrleger vom Wohnungsbaukombinat Berlin schon Bester geworden, greift jetzt im dritten Diensthalbjahr noch einmal nach dieser Krone. „Ich möchte die Normen packen. Will zusammen mit den andern zeigen, was wir können. Die Truppen sollen sich auf uns verlassen können", meint das vorbildliche FDJ-Mitglied. „Wenn ich so sehe und lese, wie die USA chemische Waffen in Vietnam gegen Menschen eingesetzt haben und bestimmt nicht davor zurückschrecken werden, sie in Europa anzuwenden, dann denkt man gründlich nach. Ich habe zwei Kinder, eine Familie, und ich gebe alles, daß denen so etwas nicht passiert."

Alles geben. Gefreiter Geissler, die Entgifter und Maschinisten des Zuges beweisen es auch beim heutigen Einsatz. Technik und Menschen werden normgerecht und zügig behandelt.

Lobende Worte für den Zug, auf ihn war erneut Verlaß. Und Unterfeldwebel Ziesenhenne wird von seinem Vorgesetzten bestätigt, daß er diese Bewährungsprobe bestanden hat.

Text: Oberstleutnant Horst Spickereit
Bild: Feldwebel d. R. Joachim Tessmer

Schema der Behandlungsmethoden nach dem Einsatz von gegnerischen Massenvernichtungswaffen



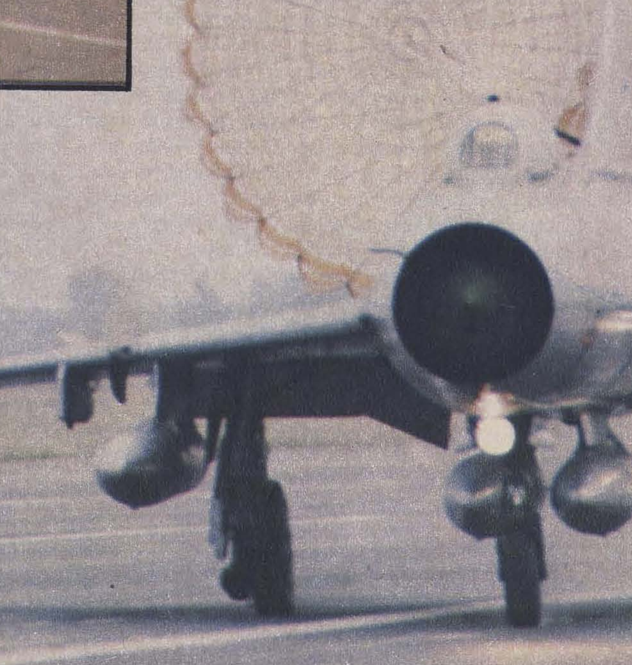
Fortsetzung von Seite 11

sche wies auf die Maschinenpistole. Iwan nahm die PPS von der Schulter, reichte sie ihm und erschrak dann plötzlich. Einen Moment glaubte er, der andere habe ihn überlistet. Doch der Deutsche dachte nicht daran, auf ihn zu schießen – behutsam, wie Soldaten mit Waffen umzugehen pflegen, legte er die MPi neben sich und streckte die Hände durch das Loch. Sich reckend, reichte Iwan ihm eine Hand, der Deutsche packte sie kräftig und zog ihn hoch. Iwan stemmte sich mit dem Stiefel gegen die Wand und wälzte sich seitlich über den Rand des Loches. Dabei mußte er die Zähne fest zusammenbeißen, um nicht aufzustöhnen. Nun waren sie oben.
Beide verschnauften ein wenig und horchten auf das von der Straße herüberdringende Schießen und die Schritte der Laufenden. Auch Schreie waren zu hören, doch Iwan verstand kein Wort. Der Deutsche aber zuckte plötzlich zusammen und stürmte, die Arme schwenkend, die Trümmerwand hinauf. Er entfernte sich rasch von Iwan, der sich, mühsam einen Fuß vor den anderen setzend, hinter ihm herschleppte. Fritz erreichte als erster die Stelle, von der man auf die Straße springen konnte. Scharf zeichnete sich seine schlanke und sehnige Gestalt gegen den Himmel ab. Da hörte Iwan deutlich rufen:
„Hagemann, Hagemann! Los, hierher! Hagemann!"
Iwan war auf das Schlimmste gefaßt gewesen, dennoch überlief es ihn in diesem Augenblick kalt. Er duckte sich, kauerte sich nieder. Fritz aber drehte sich um und schrie, plötzlich vor Freude strahlend:
„Iwan! Iwan! Komm!"
Und setzte zum Sprung an, um zu seinen Kameraden zu laufen. „Stoi" rief Iwan halblaut, aber mit fester Entschlossenheit. „Stoi!"
Auf dem Gesicht des Deutschen malte sich Bestürzung, ja sogar Schmerz, vielleicht auch Angst, doch gleich darauf fuchtelte er mit den Armen in der Luft herum und verschwand auf der anderen Seite der Ruine.
Zuerst war Iwan wie vor den Kopf geschlagen – das hatte er nicht erwartet. Doch dann überwand er mit einer gewaltigen Willensanstrengung seine Schwäche und kletterte über die Trümmer dorthin, wo Fritz verschwunden war.
Der war noch nicht weit gekommen. Die ganze Straße lag voller Trümmer, und er kletterte gerade über einen großen Mauerbrocken unweit der Stelle, an der Iwan auftauchte. Auf der anderen Seite, längs der eisernen Umzäunung der Grünanlage, liefen, schießend und sich duckend, Deutsche.
„Stoi!" rief Iwan Hagemann nach. „Fritz! Stoi!"
Der Deutsche zuckte zusammen und hob den Kopf. Sein Gesicht, so schien es Iwan, verzog sich wie vor Schmerz. Er hielt inne und warf einen Blick zu Iwan und dann zu der Grünanlage hinüber, wo die Deutschen, erstaunt über die Zurufe zwischen ihrem Kameraden und einem Russen, stehenblieben und sich ihnen zuwandten. Doch sie besannen sich nicht lange. Schlösser knackten, und eine gellende Offiziersstimme hallte über die Trümmer:
„Hagemann, hierher! Wir schießen!"
Fritz wälzte sich über den Ziegelbrocken, der ihm den Weg zu seinen Kameraden versperrte. Iwan, der fühlte, daß jetzt alles aus war, und nicht mehr an sich selbst, sondern nur noch daran dachte, diesen Mann nicht dem Feind zu überlassen, gab einen Feuerstoß auf ihn ab. Die Kugeln wirbelten in den Trümmern Staub auf und spritzten nach allen Seiten.
Der Deutsche fuhr herum und warf Iwan einen Blick zu, aus dem die tierische Wut eines in die Enge getriebenen Menschen sprach. Iwan warf sich hin, ohne den Deutschen aus den Augen zu lassen, und sah, wie dieser mit fieberhafter Hast in die Tasche griff, ausholte und etwas zu ihm herüberschleuderte. Klein und schnell, sauste es wie ein schwarzer Vogel durch die Morgenluft und schlug vor Iwan dumpf gegen den Putz der Wand. Iwan erfaßte nicht sofort, daß es eine Handgranate war; erst als sie abprallte und in seiner Nähe niederfiel, begriff er, daß es keine Rettung mehr gab. Da riß er die Maschinenpistole an die Schulter und drückte ab.
Seine Schüsse hörte er nicht, doch im letzten Augenblick sah er, wie Fritz sich um sich selbst drehte und zu Boden stürzte. Fast gleichzeitig detonierte krachend die Handgranate. Iwan bekam einen heftigen Schlag gegen die Schulter, und gleich darauf verschwand er im Staub, der die Trümmer als dichte, stickige Wolke einhüllte.
Der Staub rettete ihn.
Iwan hörte die Deutschen mit der MPi schießen, mehrere Kugeln zerschmetterten Ziegelsteine in seiner Nähe. Doch überraschend behende zog er sich geduckt zurück und gelangte aus der Ruine auf ein mit Trümmern übersätes Grundstück. Auf einem mit Betonplatten ausgelegten Weg lief er bis zu einer Dornenhecke, zwängte sich durch das die Sachen zerreißende dichte Gestrüpp und befand sich in einer schmalen Gasse.
Im nächten Augenblick hätten ihn beinahe sowjetische MPi-Schützen über den Haufen gerannt. Mit lautem Getrappel kamen sie vorbeigelaufen, offenbar um den Deutschen, die längs der Grünanlage vorgingen, den Weg zu verlegen.
Die MPi-Schützen verschwanden um die Ecke, und die trümmerübersäte Gasse lag verödet. Iwan schaute in die eine Richtung, dann in die andere, hängte sich die MPi um und wankte, die von Splittern verletzte Schulter schonend, dahin, wo seine Kameraden hergekommen waren. Aufgewühlte Gedanken schwirrten Iwan durch den Kopf, am liebsten hätte er vor Schmerz und Kummer, die seinen Leib und seine Seele peinigten, geflucht und geheult. Aber er konnte nicht weinen, es kamen keine Tränen, und dadurch wurde es noch schlimmer. Von Leid und seelischer Verwirrung ganz erfüllt, schleppte er sich in der vom Krieg verunstalteten Gasse vorwärts und stieß, die großen, zitternden Fäuste vor Verzweiflung geballt, immer wieder hervor: „Mörder! Banditen! Lumpengesindel! Seid auf ewig verflucht, ihr Unmenschen!"

Die hier gekürzte Erzählung (Deutsch von Dieter Pommerenke) findet sich auch in dem im Verlag Volk und Welt erschienenen Buch „Menschen im Krieg", dessen Lektüre wir sehr empfehlen.





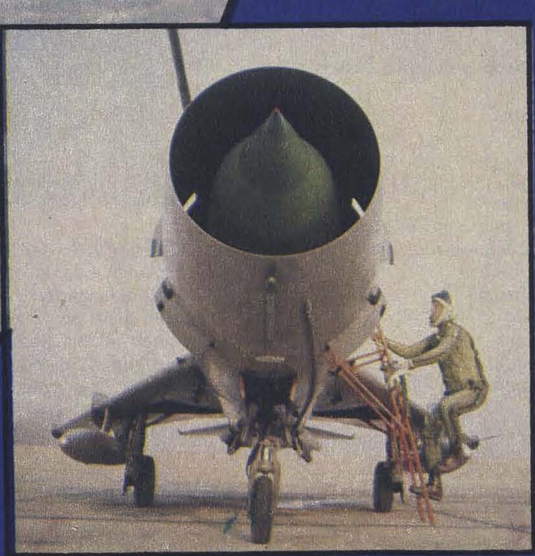


LOT



NISKO

In der Sprache unserer polnischen Waffenbrüder ist dies ein Flugplatz. Auf ihm fotografierten Bildreporter der Illustrierten „Zolnierz Polski" (Der polnische Soldat) den Alltag von Militärfliegern.



AR 4/85	Typenblatt	Kraftfahrzeuge

Lastkraftwagen KamAZ 4310 (UdSSR)



Taktisch-technische Daten:

Leermasse	8,41 t
Nutzmasse	5 t
Anhängemasse	10 t
im Gelände	7 t
Antrieb	ein Viertakt-Dieselmotor
Leistung	155 kW
Höchstgeschwindigkeit	85 km/h
Länge	7 125 mm
Breite	2 500 mm
Höhe	2 900 mm
Bodenfreiheit	365 mm

Das geländegängige allradgetriebene Fahrzeug ist als Zugmaschine konzipiert, kann aber auch mit einer Selbstentladeeinrichtung ausgestattet werden. Es ist in der Lage, Wasserhindernisse zu überwinden. Der Motor kann bis zu einer Temperatur von − 40 °C arbeiten. Der LKW verfügt über ein Verteilergetriebe mit sperrbarem Differential, einfachen Breitprofilreifen und eine Reifendruckregelanlage. Er besitzt einen hydraulischen Lenkverstärker, einen leistungsfähigen Wechselstromgenerator und ein hydraulisches Kippsystem für das Fahrerhaus.

AR 4/85	Typenblatt	Panzerfahrzeuge

Leichter Panzer T-70 (UdSSR)

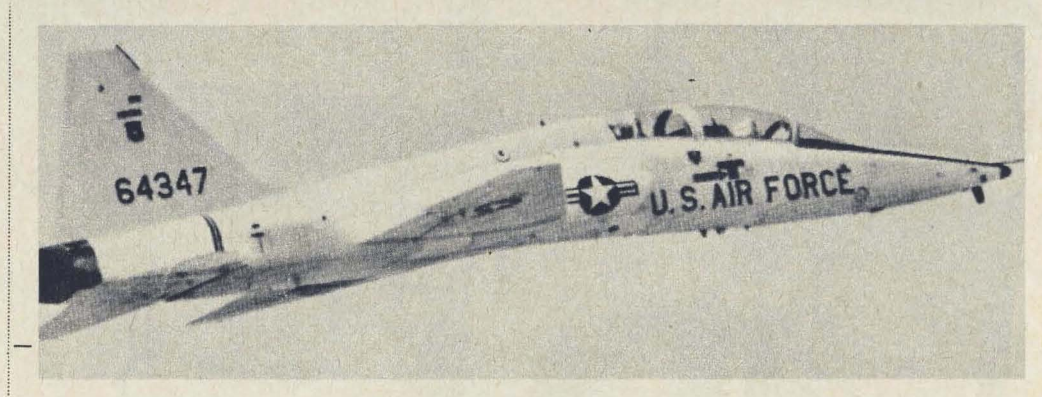


Taktisch-technische Daten:

Masse	9,2 t
Länge	4,29 m
Breite	2,42 m
Höhe	2,02 m
Antrieb	zwei 51,45 kW-Benzinmotoren
Höchstgeschwindigkeit	45 km/h
Fahrbereich	350 km
Panzerung	
Bug	45 mm
Seite, Heck	25 mm
Turm	60 mm
Bewaffnung	1 Panzerkanone 45 mm
	1 Maschinengewehr 7,62 mm
Besatzung	2 Mann

Ab 1942 wurde in der Sowjetunion die Produktion des leichten Panzers T-70 aufgenommen und dieser noch im gleichen Jahr in die Rote Armee eingeführt. So besaßen zum Beispiel die zu dieser Zeit aufgestellten selbständigen Panzerregimenter neben zwei Kompanien mittlerer (23 T-34) auch eine Kompanie leichter Panzer (16 T-70). Die in ihrer Form dem T-34 ähnelnden leichten Panzer waren robust, einfach zu bedienen und zu warten und für Aufklärungszwecke besonders geeignet.

AR 4/85 | Typenblatt | Flugzeuge



Schulflugzeug Northrop T-38A „Talon" (USA)

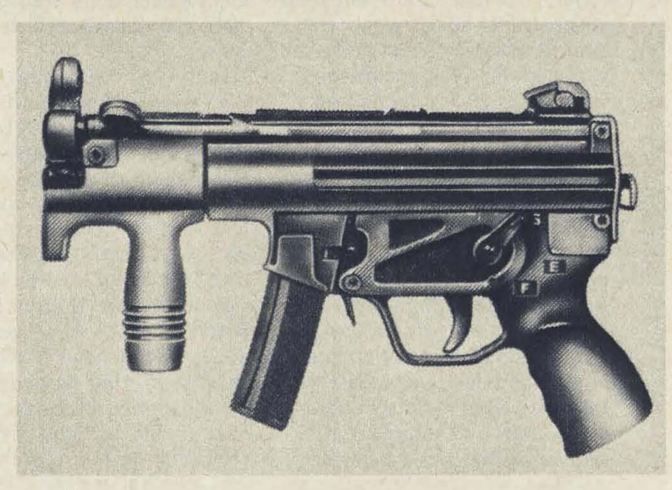
Taktisch-technische Daten:

Startmasse	5 500 kg
Länge	14,13 m
Höhe	3,92 m
Spannweite	7,70 m
Antrieb	zwei Turbinen-Luftstrahltriebwerke
Leistung	je 12,0 kN
mit Nachbrenner	je 17,5 kN
Höchstgeschwindigkeit in 11 000 m Höhe	1 300 km/h
Reichweite	1 800 km
Besatzung	2 Mann
Gipfelhöhe	16 300 m

Der Prototyp des zweisitzigen Strahltrainers absolvierte am 10. April 1959 seinen Erstflug. Die erste T-38A flog im Mai 1960. Insgesamt 1 187 dieser Maschinen wurden zwischen 1960 und 1972 von dem amerikanischen Luftrüstungskonzern Northrop gebaut und unter anderem auch nach Portugal und in die Türkei exportiert.

AR 4/85 | Typenblatt | Schützenwaffen

Maschinenpistole MP 5 k (BRD)



Taktisch-technische Daten:

Kaliber	9 mm
Gesamtmasse	2 000 g
Gesamtlänge	325 mm
Höhe	210 mm
Rohrlänge	115 mm
Anfangsgeschwindigkeit des Geschosses	375 m/s
Funktionsprinzip	Rückstoßlader
Verschlußsystem	beweglicher übersetzter Rollenverschluß
Visierbereich	50/100 m
Einsatzschußweite	100 m

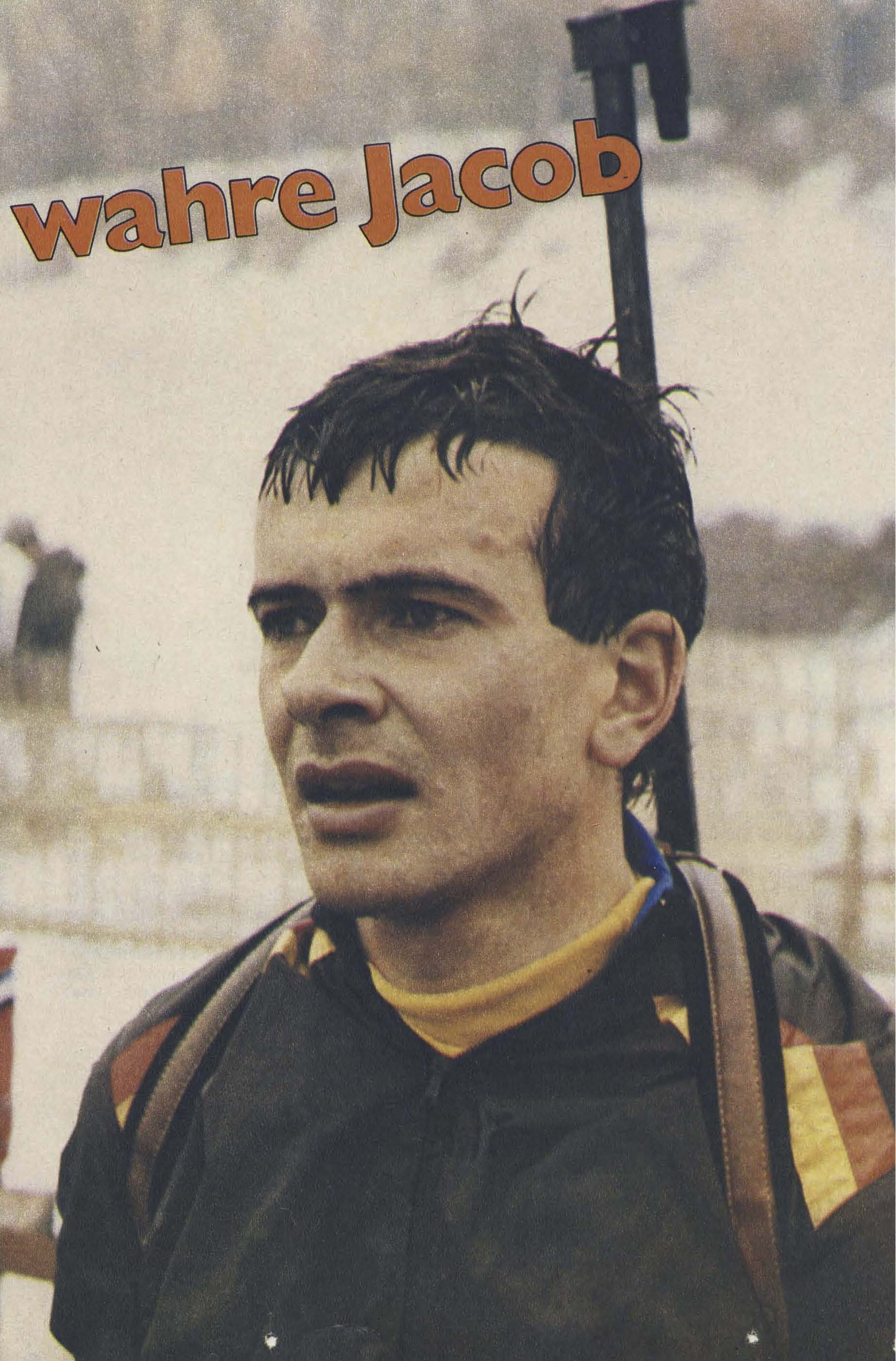
Die MP 5 k ist eine automatische Handfeuerwaffe, die aus geschlossener Verschlußstellung schießt. Diese Waffe funktioniert als Rückstoßlader. Das Rohr steht fest. Die Patronen (9 mm × 19 mm) werden durch ein 30 Schuß fassendes Magazin zugeführt. Die von der Waffenfirma Heckler & Koch hergestellte MP 5 gehört zur Grundausstattung der gesamten BRD-Polizei und des Bundesgrenzschutzes einschließlich seines Spezialkommandos Grenzschutzgruppe 9 (GSG 9).

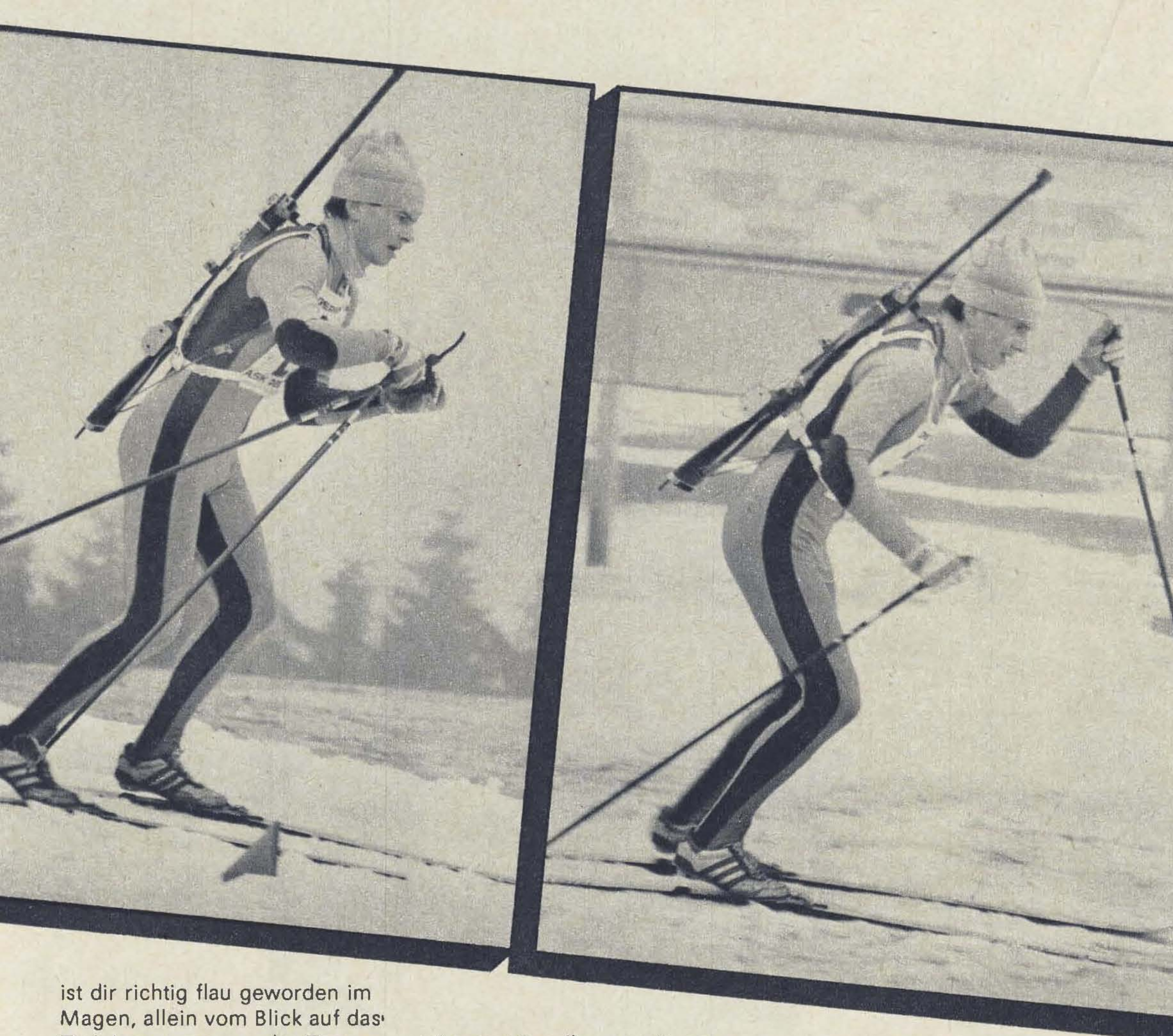


Der 17. Januar 1985 – ein windstiller, trüber Winterwochentag. Und Matthias Jacob ist heute mit sich und der Welt unzufrieden, weil er das 20-km-Rennen beim Biathlon-Weltcup in Oberhof nur mit einer mäßigen Leistung bewältigt hat: drei Strafminuten für Fehlschüsse. Freilich, sein Nationalmannschaftskamerad Frank-Peter Roetsch hatte zwar eine mehr, aber ein Trost ist das nicht. Immerhin war der Zinnwalder mit Abstand am schnellsten gelaufen, ihm gelang trotz der Vierminutenstrafe noch der zweite Platz. Matthias hingegen hatte sich unterwegs kraft- und saftlos gefühlt, und so wurde auch seine Zeit: zwölf Läufer waren schneller als er. Offenbar unter Wert geschlagen – unser Leutnant vom Armeesportklub Vorwärts Oberhof.

Am Nachmittag nimmt er noch einmal die Bretter, läuft ganz für sich allein an die zehn, zwölf Kilometer durch die Wälder. Er drückt nicht aufs Tempo, sondern zieht locker seine Spur. Vieles geht ihm dabei durch den Sinn ...

Lauf' dich aus, Mättes, krieg' dich wieder in den Griff! Verdammt ärgerlich – das Ergebnis von heute. Warst doch in den Wochen zuvor stets Zweiter hinter Frank-Peter, diesem Kraftathleten. Hast ihn zuweilen auch hinter dir gelassen. Klar, Training und Wettkampf können sein wie Tag und Nacht. Unsinn! Hast was falsch gemacht. Aber was? An der Kondition kann's nicht gelegen haben. Und geschossen hast du wie immer; liegend von links nach rechts, stehend – von rechts; so ist es eingeschliffen, und alles hat gestimmt. Hej, Mättes, mach 'nen Punkt; nichts hat gestimmt, sei ehrlich. Warum treibst du überhaupt Ausdauersport? Noch dazu diesen, der dir zwischendurch so gnadenlos Konzentration abfordert: Laufen, schießen, laufen, schießen. Gib's doch zu: an so manchem Morgen


wahre Jacob



ist dir richtig flau geworden im Magen, allein vom Blick auf das Trainingsprogramm des Tages. Doch was soll's? Bist Biathlonist, hast damit angefangen, hast es durchzustehen. Was wärst du sonst für ein Soldat? Einer, der an der Feuerlinie seine Waffe schultert, anstatt in Stellung zu gehen. Reiß' dich also zusammen. Mit 25 Jahren ist keiner zu alt zum Kämpfen, auch ein Weltmeister nicht ...

Sein Unmut verfliegt allmählich. Mit ein paar Doppelstockschüben bringt sich Matthias Jacob in flotte Fahrt.

Wie doch die Zeit vergeht! Fünfzehn Jahre ist es her, als alles begann – zu Hause in Tambach-Dietharz, im Trainingszentrum, auf Biathlon geeicht wie der ganze Ort. Und wer da von großen Erfolgen träumte, dem blieb keine andere Wahl als eben Biathlon. Das war dir doch recht, träumtest ja selber von Rennen und Ruhm. Deine Begeisterung und deinen Ehrgeiz teilten die Eltern. Wie oft holten dich Vater und Mutter frühmorgens um fünf aus dem warmen Nest, und auf gings nach Scheibe-Alsbach oder Großbreitenbach – zum Wettkampf. Warst erst zehn und hast dich geschafft wie ein Alter. Das gehörte sich so, damals. Wie heute. Denn wer einmal Großes vollbringen will, muß sich zeitig alles abverlangen. Und je früher er dies tut, umso besser wird es ihm später gelingen. Das ist's, was du jedem Jüngeren, würde er dich fragen, gerade jetzt sagen möchtest ...

Tag für Tag trainieren, laufen, schießen – das hat dir doch nichts ausgemacht. Im Gegenteil; schön ist's gewesen, einem guten Sportlerkollektiv anzugehören. Vor allem, weil eben nicht nur gelaufen und geschossen wurde. Wir turnten auch, schwammen, spielten, waren fröhlich. Das ist ja so wichtig. Und richtig. Weil dir die Tambacher Schule solcherart Rückenwind verschaffte auf deinem Anstieg hinauf zum ASK am Oberhofer Grenzadler. Wie lange vorher dem Karl-Heinz Menz, der vor neun Jahren in Innsbruck die DDR-Biathlonstaffel anführte und mit ihr Olympiadritter wurde. Seinen Erzählungen hast auch du gelauscht. Und ein gewichtiger Satz von ihm brannte sich dir ein: Tambacher laufen die Staffeln an! Empfandest 'ne Riesenachtung vor deinem älteren Freund. Auch vor dem Geyer-Manfred, der damals als vierter Staffelläufer mit seinen Schnellfeuereinlagen die Bronze-



medaille für unser Land sicherte, die längst verloren schien. Das spornte dich an. Durftest bald die ASK-Staffel der Fünfzehnjährigen anlaufen – du, ein Tambacher. Besinn' dich, was du damals gelernt hast: Eine Situation, und sei sie noch so verfahren, niemals als aussichtslos betrachten!

Als Matthias Jacob um die letzte Ecke im Oberhofer Harzwald biegt, sieht er die Sportschule vor sich. Eine gute halbe Stunde mag er sich draußen getummelt haben, nun ist ihm wieder wohler ...

Träumen, Junge, das ist das eine. Ersehntes zu erreichen, indem man sein Bestes dafür einsetzt, ist das andere. So bist du eigentlich immer 'rangegangen. Nur warst du nie der Typ, der sich ganz konkrete Ziele stellte, etwa so: Mit sechzehn biste B-Auswahl, mit achtzehn Nationalmannschaft der DDR, mit zwanzig Weltmeister. Nahmst dir stets das Nächstliegende vor; in jedem Wettkampf erst mal so gut wie möglich abzuschneiden, ohne zu rechnen, ob's für irgendeine Nominierung reicht. Gingst du ins Rennen, dann mit vollen Segeln. Halbheiten waren dir schon im Trainingszentrum fremd. Und wahr ist, daß deine Gedanken seit Ende der siebziger Jahre um ein Spitzenduo deines Klubs kreisten: Frank Ullrich und Mathias Jung. An sie wolltest du herankommen. Denn hieltest du mit beiden mit, wärst du Weltklasse – bei den Junioren auf jeden Fall. Noch kein Gedanke an Lake Placid '80, ach was. Und plötzlich diese Freude: Bist in der Olympiamannschaft! Und diese Enttäuschung: als Ersatzmann. Oh Jacob, wie wärst du aus dir herausgegangen, wenn du dir auf lange Sicht einen Platz in der Olympiaauswahl ausgemalt hättest. Dein Allerletztes hättest du eingesetzt und wärst vielleicht in die Staffel gekommen. Aber so – eine verpaßte Chance. Doch Schwamm drüber – der Mensch hat zu lernen ...

Mättes, sagte man vor vier Jahren zu dir, Mättes, du kannst mal so werden wie Frank Ullrich. Ein Kompliment war das, es hat dich froh gemacht – und zweifelnd auch. Mußt dir eingestehen, daß du dich mit Uller heute noch nicht vergleichen kannst. Da wäre sein Kampfgeist. Gut, den hast du auch. Aber nicht das i-Tüpfelchen darauf; Franks Fähig-

Fortsetzung auf Seite 83

* * * * * Autogramm-Anschrift: Jean Löffler, 4101 Zöberitz, Teichweg 2

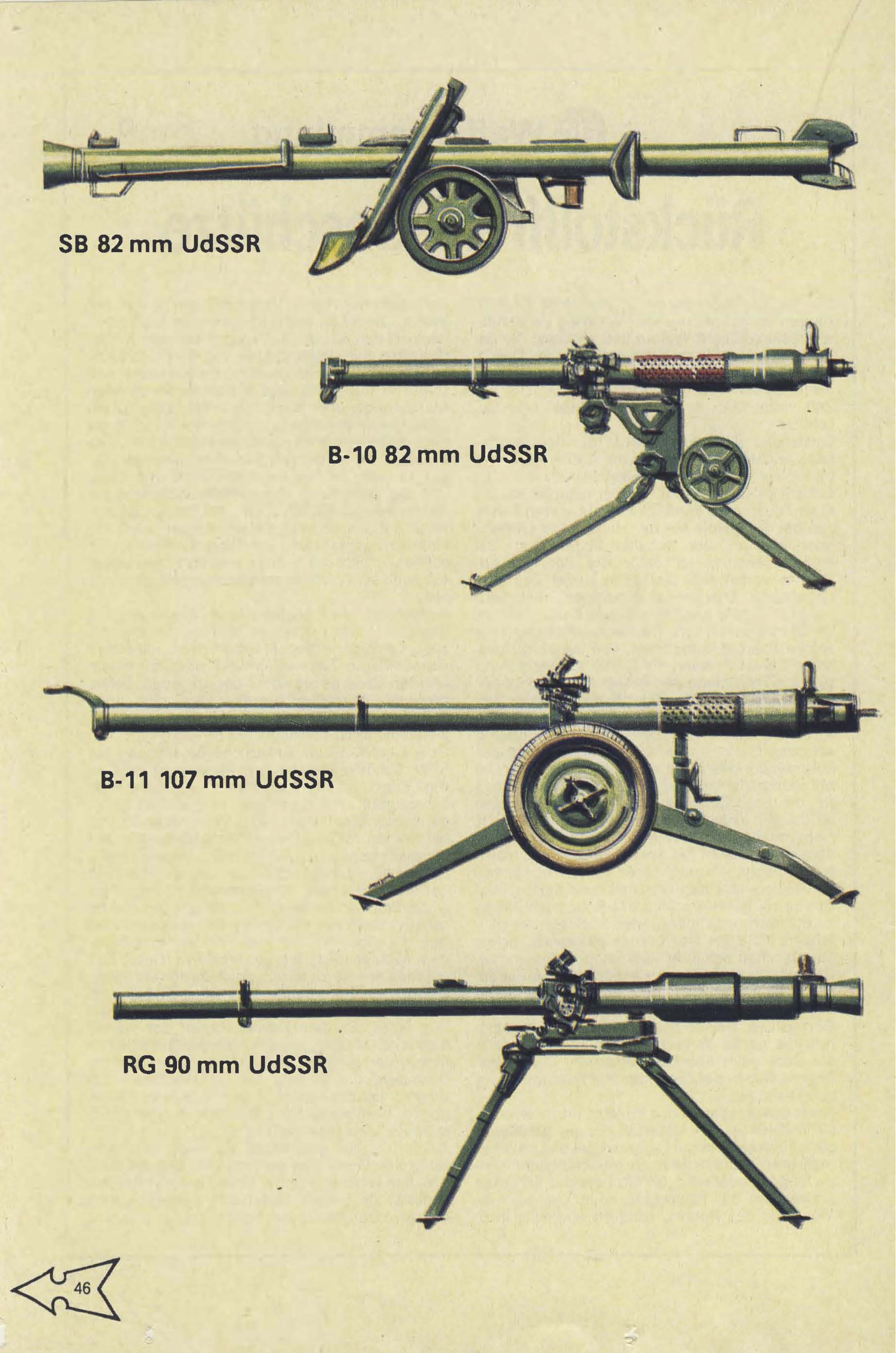
Ute & Jean

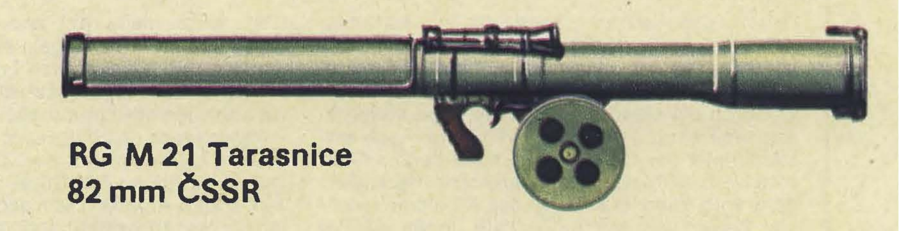
Bild: Gunter Gueffroy

Ihr Erfolgstitel: „Halt mich" * * * * *

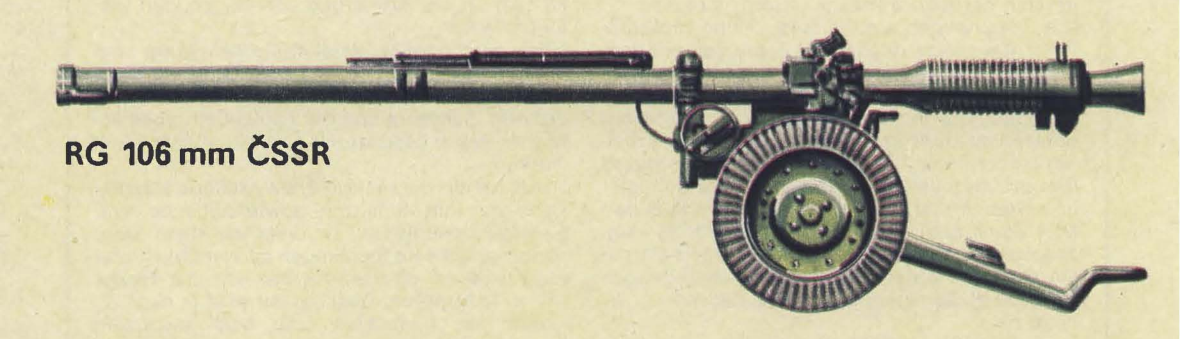
Rückstoßfreie Geschütze

Die leichte Bauweise der in mehreren Ausführungen bereits im zweiten Weltkrieg verwendeten rückstoßfreien Waffen ließ zunächst die Bezeichnung Leichtgeschütze aufkommen. Durchgesetzt hat sich dann aber mit der Verbreitung dieser dynamoreaktiven Artilleriesysteme in der Zeit nach 1945 der Begriff rückstoßfreie Geschütze.
Entstanden sind diese Waffen aus dem Bestreben, leichte und bewegliche Artilleriesysteme verfügbar zu haben – beispielsweise bei den Luftlandetruppen. Nun tritt aber naturgemäß bei einer Feuerwaffe der Rückstoß auf – vom Schützen bei der Pistole mit der Hand, beim Gewehr oder MG mit der Schulter abgefangen. Bei einem Geschütz ist dafür die Rohrrücklaufbremse vorhanden. Sie hat in kurzer Zeit eine ungeheure Energie aufzunehmen. Beispielsweise muß eine Kanone mit dem Kaliber von 76 bis 85 mm durch ihre Rücklaufeinrichtung eine solche Energie aufnehmen, wie sie vergleichsweise frei wird, wenn ein 800 kg schweres Auto auf eine Entfernung von einem Meter aus einer Geschwindigkeit von 60 km/h heraus zum Stehen zu bringen ist! Ein großer Teil der Energie wird von der Masse der Rücklaufeinrichtung aufgezehrt, und bis zu 30 Prozent kann von der Rohrmündungsbremse abgebaut werden. Die Mündungsbremse nun so zu konstruieren, daß sie die Energie völlig aufnimmt und das Geschütz auf diese Art leichter werden kann, ist nicht möglich. Sie tritt ja erst in Funktion, nachdem das Geschoß das Rohr verlassen hat. Inzwischen haben die auch nach hinten wirkenden Pulvergase über den Geschoß- und Kartuschboden sowie den Verschluß das Rohr nach hinten zu drücken begonnen – der Rücklauf der gleitenden Teile hat also bereits eingesetzt, bevor das Geschoß das Rohr überhaupt verlassen hat. Deshalb mußten die Konstrukteure einen anderen Weg beschreiten, der im wahrsten Sinne des Wortes an das Ende des Geschützes führte: Dort galt es, eine solche Einrichtung zu installieren, die genau dann zu wirken beginnt, wenn die Gase beim Abschuß entstehen. Diese Gasbremse war in der Lage, den Rücklauf fast völlig aufzunehmen.
Nach dem Erkennen des Prinzips und vielen Experimenten wurde folgende Lösung gefunden, die sich allgemein durchgesetzt hat und heute in mehreren Waffensystemen verschiedener Länder angewendet wird: Im Moment des Schusses entweichen die Pulvergase nicht nur aus der Mündung des Rohres, sondern ebenfalls über den düsenförmigen Verschluß am Ende der Waffe. Die so entstehende reaktive Kraft kompensiert den Rückstoß. Dadurch konnten Artilleriewaffen mit einem Kaliber von 50 bis 120 mm konstruiert werden, deren Gefechtsmasse zwischen 50 und 350kg liegt. Bei einem Bruchteil an Masse gegenüber herkömmlichen Geschützen etwa gleichen Kalibers erreichen rückstoßfreie Geschütze immerhin noch respektable Schußleistungen: Die effektiven Schußentfernungen liegen je nach Kaliber zwischen 1 000 und 1 500, und die Entfernung des direkten Schusses auf Panzer beträgt 400 bis 800m. Auf Panzer, gepanzerte Fahrzeuge und Befestigungen wird mit Hohlladungsgranaten, auf lebende Kräfte und auf Feuermittel mit Splitter- und Sprenggranaten (oft auch als Wurfgranaten bezeichnet) geschossen.
Ausgeführt sind rückstoßfreie Geschütze als tragbare Waffe mit einem leichten Dreibeingestell, das in der Höhe veränderlich ist, mit einem abnehmbaren Zweiradfahrwerk oder mit einem leichten Zweiradfahrwerk, das an jeden Geländewagen angehängt werden kann. Die hohe Standfestigkeit, die geringen Abmessungen und die kleine Masse ermöglichte es auch, rückstoßfreie Geschütze als zusätzliche Bewaffnung auf SPW, Schützenpanzern und Panzern zu installieren oder auf verschiedenen ungepanzerten Fahrzeugen unterzubringen. In Frankreich gab es in den 50er Jahren sogar eine Ausführung, bei der ein rückstoßfreies Geschütz parallel zur Längsachse an einem Motorroller angebaut war, um aus dem kurzen Halt feuern zu können. Wiederholt sind ältere SPW-Modelle für eine gewisse Zeit durch den Einbau eines oder mehrerer rückstoßfreier Geschütze modernisiert worden. Es gibt ein- und mehrrohrige Ausführungen. Gelegentlich werden reaktive Geschütze mit Kalibern bis zu 85 mm auch als schwere Panzerbüchsen bezeichnet. Das ist z. B. bei dem Modell 21 TARASNICE aus der ČSSR der Fall. Wie Fotos aus dem Freiheitskampf des vietnamesischen Volkes zeigten, haben sich insbesondere unter den Bedingungen der Gefechte im Dschungel die Vorteile der rückstoßfreien Geschütze deutlich gezeigt. Nicht zuletzt diente dort das unverwüstliche Fahrrad als Transportmittel für derartige Waffen.
Zu den bisher genannten Vorteilen der rückstoßfreien Geschütze gehört auch, daß die Konstruktion weitaus weniger Metall zur Herstellung benötigt als andere Geschütze vergleichbaren Kalibers. Der Fachmann spricht hier von einem

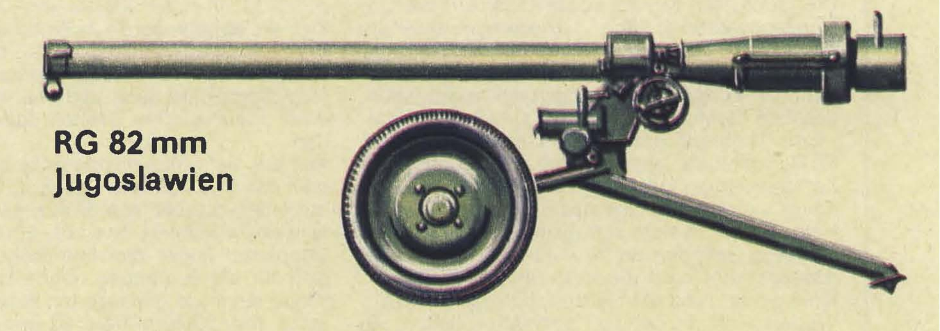

SB 82 mm UdSSR
B-10 82 mm UdSSR
B-11 107 mm UdSSR
RG 90 mm UdSSR



RG M 21 Tarasnice
82 mm ČSSR



RG 106 mm ČSSR



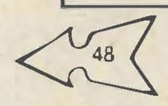
RG 82 mm
Jugoslawien

RG 106 mm Jugoslawien

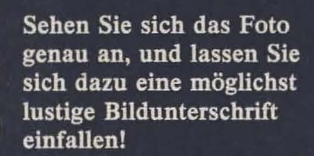
hohen Metallnutzungskoeffizienten. Natürlich haben auch rückstoßfreie Geschütze nicht nur Vorteile: Die aus der Düse nach hinten ausströmenden Pulvergase demaskieren die Stellung, wodurch der Gegner schnell auf diese aufmerksam werden und sie bekämpfen kann. Auch entsteht hinter der Stellung wegen der heißen Gase eine bis zu 30 Meter weite Gefahrenzone. Außerdem wird zur Herstellung der Munition relativ viel Pulver verbraucht. Deshalb gehen die Bestrebungen der Konstrukteure dahin, solche rückstoßfreien Geschütze zu entwickeln, bei denen die Beweglichkeit und Feuerkraft noch weiter erhöht und der Aufwand an Pulver sowie der Bereich der Gefahrenzone gesenkt werden.
Die Bemühungen um die Entwicklung rückstoßfreier Geschütze reichen bis in die Zeit vor dem ersten Weltkrieg zurück. So schuf der französische Artillerie-Oberleutnant Delamare-Maze ein Geschütz, bei dem die Gase seitlich nach hinten entwichen. Über Experimente gingen die Arbeiten jedoch nicht hinaus, weil der Wirkungsgrad den praktischen Anforderungen nicht genügte. Im ersten Weltkrieg selbst hatte man sich in den USA damit beschäftigt, eine rückstoßfreie Flugzeugkanone zu entwickeln, die als Davis-Gun in die Geschichte der Militärtechnik eingegangen ist, jedoch keinerlei praktische Bedeutung erlangt hat.
In der UdSSR beschäftigten sich die Konstrukteure W. M. Trofimow, E. A. Berkalow und L. W. Kurtschewski in den 20er und 30er Jahren mit der Entwicklung rückstoßfreier Geschütze. Die auch als Kurtschewski-Kanone bekannte Flugzeugwaffe DRP (dynamo-reaktivnaja puschka – dynamo-reaktive-Kanone) beruhte auf einem ganz einfachen Prinzip: In dem Kanonenrohr wurden gleichzeitig zwei in entgegengesetzte Richtungen fliegende Geschosse abgefeuert. Während das scharfe Geschoß das Rohr in Flugrichtung zum Ziel hin verließ, trat das Kompensierungsgeschoß nach hinten aus. Benötigt wurde allerdings nach hinten ein großer freier Raum, in dem sich kein anderes eigenes Flugzeug befinden durfte – für das Kompensierungsgeschoß und die austretenden Flammen. Ein weiterer Nachteil bestand darin, daß sich die Waffen nicht in der Luft nachladen ließen, jeweils also nur eine Granate abfeuern konnten. Dennoch war man der Ansicht, die DRP seien für Abfangjagdflugzeuge geeignet, weil damit ein Bomber aus großer Entfernung besser zu vernichten wäre als mit damals üblichen Maschinengewehren des Kalibers 7,62 mm. Anfang 1931 kam man mit zwei DRP-76 (Kaliber 76,2 mm) unter den Flügeln einer I-4 beim Schießen auf Erdziele zu guten Ergebnissen. Daraufhin schuf der Flugzeugkonstrukteur D. P. Grigorowitsch ein speziell für rückstoßfreie Kanonen vorgesehenes Jagdflugzeug, das von 1933 bis 1935 in 71 Exemplaren als I-Z gebaut worden ist. Die einschüssige DRP-76 ist zum automatischen APK-4 zum Abfeuern von sechs bis zehn Granaten verbessert worden. Jedoch ließ um die Mitte der 30er Jahre das Interesse an diesen doch recht aufwendigen Waffen nach, weil zu jener Zeit bereits leistungsfähigere Rohrwaffen sowie die ungelenkten Raketen 82 und 132 mm (RS-82, RS-132) für die Armierung von Flugzeugen verfügbar waren.
Nach dem Großen Vaterländischen Krieg sind dann in der UdSSR sowie in der ČSSR mehrere rückstoßfreie Geschütze als Panzerabwehrwaffe der mot. Schützen und der Luftlandetruppen sowie als Waffe gepanzerter Fahrzeuge entwickelt worden.
Heute gehört die rückstoßfreie Artillerie zum Bestand von mot. Schützen- sowie Luftlande- und Gebirgstruppenteilen. Sie dient vor allem dazu, panzergefährdete Richtungen zu verstärken und die Panzer im direkten Richten von der Flanke her zu bekämpfen. Geschossen wird je nach Situation aus gedeckten oder halb gedeckten Feuerstellungen.
Rückstoßfreie Geschütze gibt es in fast allen Armeen der Welt. Zu den bekanntesten sowjetischen rückstoßfreien Geschützen zählen die Typen B-10 mit einem Kaliber von 82 mm auf einem kleinen, abnehmbaren Zweiradfahrgestell sowie B-11 mit einem Kaliber von 107 mm und einem Kfz-zugfähigen Zweiradfahrgestell. Beide Waffensysteme sind auch von den Streitkräften anderer sozialistischer Staaten übernommen worden.
Aus der Verteidigungsindustrie der ČSSR stammen das rückstoßfreie Geschütz M 21 Tarasnice mit einem Kaliber von 82 mm und einem ebenfalls abnehmbaren Zweirad. Ein nach vorn abklappbarer Bügel über dem Rohr dient als Zuggriff für die Bedienung. Ohne Lafette wird die Waffe auch auf gepanzerten Fahrzeugen eingesetzt. Das rückstoßfreie 82-mm-Geschütz 59A kommt ebenfalls aus der ČSSR. Es ist mit einer Einschußwaffe seitlich am Rohr versehen und kann im indirekten Richten verwendet werden.

Text: Oberstleutnant Wilfried Kopenhagen
Illustration: Heinz Rode

Waffe	Kaliber mm	Masse kg	Rohrlänge mm	Schußentfernung m	Masse Granate kg	Schußgeschwindigkeit Schuß/min	Bedienung Mann
B-10 UdSSR	82	86	1910	4250	3,89	5–6	4
B-11 UdSSR	107	305		6650	7,5	5	5
SB-82 UdSSR	82	38		700		5–6	4
59A ČSSR	82	360		1200	6	4	4
M 21 Tarasnice ČSSR	82	20	1475	600	3,5	4–6	2



ar foto cross



Sehen Sie sich das Foto genau an, und lassen Sie sich dazu eine möglichst lustige Bildunterschrift einfallen!
Wenn Sie eine (oder auch mehrere) gefunden haben, schreiben Sie dieselbe auf eine Postkarte (!) und schicken das Ganze bis 10. 5. 1985 an

Redaktion
„Armee-Rundschau“
1055 Berlin
Postfach 46130
Kennwort: Fotocross

Die 3 originellsten Ideen werden mit Buchpreisen belohnt und im Heft 7/85 veröffentlicht.



Fotocross-Gewinner aus Heft 1/85

Christine Großer, 9001 Karl-Marx-Stadt

Quali-Test ist immer richtig, dieser sogar lebenswichtig!

Jan Heinker, 7840 Senftenberg

Bei der Fallschirm-Endkontrolle spielt vor allem eine Rolle, daß der Beingurt ist gespannt, sonst der Ärmste wird entmannt.

Mario Köber, 8210 Freital

Nichts verfitzt, wenn's richtig sitzt!

Die Preise wurden den Gewinnern mit der Post zugestellt. Danke fürs Mitmachen!



Bild: Manfred Uhlenhut, Oberstleutnant Ernst Gebauer


ar


147

Wetter-einbruch

Kurzgeschichte von Oberleutnant a. D. Harald Linstädt

Major Bach schaut auf die Uhr. Noch vierzig Minuten dauert der Flugdienst, den er zu leiten hat. Die drückende Schwüle belastet, der Major freut sich auf die Dusche; mit dem kleinen See am Rande der Siedlung wird es heute ja sicher nichts mehr werden. Vierzig Minuten, und noch immer ziehen ballige regenschwangere Wolken über den Platz hinweg. Normale schwierige Variante, sagt der erfahrene Flieger, für die Flugschüler mit dem S auf den Schulterklappen jedoch sind es erste Alleinflüge unter solchen, den jungen Piloten alles abfordernden Bedingungen.

Soeben erhebt sich der Steuermann zur Linken des Majors und beugt sich weit nach vorn. Sein Blick geht nach Nordost, von wo eine blauschwarze Wand drohend heranrückt. Er nickt mehrmals, was wohl so viel heißen soll wie: Na, Wetterfrosch, mit ‚Fünfzehn-Uhr-Durchzug einer Front‘ hast du dich um ganze zwei Stunden verhau'n, und das zu unserem Nachteil. Auch der Major sieht nun in diese Richtung und wieder auf die Uhr. Nur Sekunden später nimmt er die Meldung eines Fluglehrers über die krasse Verminderung der Flugsicht entgegen. „Mist, verdammter!“ sagt er mehr für sich, doch die Männer in der glasumrandeten Kanzel des Turmes hören es.

„Wie sieht's an den AW's aus?“ wendet er sich an den Steuermann. Ähnliche Bedingungen, neue Ausweichplätze seien gerade festgelegt worden. Medeo und Transit, sagt dieser und hantiert mit Kursdreieck und Fettstiften, die Genannten in sein Planchett einzutragen. Major Bach nimmt es wahr, ohne hinzuschauen. Er braucht es nicht. Auf beiden Flugplätzen war er nicht nur einmal gelandet. Kurse und Entfernungen dahin kennt er aus dem ff, man könnte ihn nachts wecken und danach fragen. Jetzt aber denkt der Major an die für die Schüler unbekannten Plätze, die große Entfernung zu ihnen und an den Kraftstoff, der bei einem verpatzten Anflug für einen zweiten vielleicht nicht mehr reichen könnte. Und sofort verstärkt sich in seinem Inneren der Gedanke: Hole sie hier runter, alle, hol' sie runter! Schnell greift er zur Flugplanung. Drei Maschinen sind noch in der Luft: Zwei Alleinflüge, die als erste zur Landung kommen müssen, eine Überprüfung.

„Startschreiber!“, ruft er in den Raum. „Ich brauche die genauen Startzeiten der letzten drei.“

Die Stimme des Angesprochenen dröhnt aus der hinteren Ecke. „Das schaffen wir, noch hält sich's Wetter“, ruft der Major betont laut, und es wirkt wie eine Kampfansage. Da wandert eine eben angerauchte Zigarette in den Aschenbecher, eine dick mit Wurst belegte Schnitte in die Zellophantüte zurück. Da breitet sich konzentrierte Stille aus, die nur hin und wieder durch das Krächzen des Flugfunks unterbrochen wird. Und drohend steht eine blauschwarze Gewitterwand, die schon das Fließ unweit der Landebahn erreicht hat. Major Bach überlegt, er spürt die hellen, von buschigen Augenbrauen überspannten Augen des Steuermanns auf sich gerichtet. Kein Wort fällt zwi-

schen ihnen, und just in dem Moment, da der Major sich abwendet, um zum Telefonhörer zu greifen, knackt es in der Wechselsprechanlage.

„Flugleiter für Meteorologen!"

„Höre!"

Major Bach ahnt, was nun kommt, und er sollte sich nicht gleich getäuscht haben. So vernimmt er die aufgeregte Mitteilung über spontane Veränderungen der Wetterlage, die nicht abzusehen gewesen wären. Alle folgenden Werte und Angaben, die ungewöhnlich plärrend sein Ohr erreichen, perlen von ihm ab wie Wassertropfen am eingeölten Körper. Ein Satz läßt ihn aber doch noch einmal aufhorchen, er dringt in ihn und trifft empfindlich: „Es ist längere Zeit mit extremem Minimum zu rechnen!" Wer in diesem Raum wüßte besser als er und der Steuermann, die sie beide selbst fliegen, was das heißt. Erst recht für gerade flügge gewordene junge Flieger, die bei geringsten Sichtweiten und Höhen der Wolkenuntergrenzen ein Flugzeug mit einer Landegeschwindigkeit von über dreihundert Kilometer pro Stunde sicher auf die Bahn bringen müssen.

Major Bach drückt die Taste: „Habe verstanden". Er möchte noch mehr sagen, viel mehr, von vorausschauender Verantwortung, von Weitsicht und so. Doch nicht über Wechselsprech und nicht zu diesem Zeitpunkt. Da oben sind welche, die brauchen seine Hilfe, jetzt vor allem die des Landeleiters, der mit großem Einfühlungsvermögen und ruhiger, klarer Stimme den Piloten Kommandos zur Korrektur auf dem Landepfad erteilt.

Zehn Minuten vergehen. Die dritte MiG setzt auf. Geschafft! Prachtkerle, denkt Major Bach und spricht es in den Äther. Langsam löst sich in ihm die Spannung, die immer kommt in solchen Situationen und den Körper verkrampft. Er spürt, daß die anderen Genossen in der Flugleitung ihn anschauen. Symbolisch streckt er seinen rechten Daumen in die Höhe und schmunzelt. Noch immer liegt über der Landebahn tristes Grau. Der Major blickt zum Telefon, er wählt die Nummer der Wetterwarte.

„Wissen Sie, Leutnant, neben Radar und ihren wundersamen Karten müßten Sie in Zukunft auch 'mal in die Gegend gukken. Das hilft."

Major Bach ist gereizt, seine zynischen Worte sind ein Zeichen dafür. Er will den Meteorologen „bestrafen", am liebsten sofort. Doch da, plötzlich, erinnert er sich: Nelken und blutrote Rosen waren in dem Strauß, den er dem Leutnant vorgestern für seinen ersten selbständigen Dienst auf der Wetterwarte überreicht hatte. Und schon sanfter sagt er deshalb: „Wir sehen uns zur Auswertung ..."

Illustration: Karl Fischer





Mitunter gehen die Gedanken eigene Wege. Warum nur kommt mir ein Begriff aus der Antike in den Sinn? Sub rosa – das war den Römern einst gleichbedeutend mit Freundschaft und Vertrauen. Sollte ein Gast besonders geehrt werden, brachte man eine Rose über seinem Platz an der Tafel an. Dem solcherart Ausgezeichneten hatte jedermann Respekt und Wohlwollen entgegenzubringen; anderes wäre einer tödlichen Beleidigung des Hausherren gleichgekommen.
Warum schweifen meine Gedanken in jene ferne Zeiten? Erinnerung nur an fast vergessene Lateinstunden? Was hat die Rose mit unseren Fotos zu tun?
Ein Sonntagvormittag im letzten August. Das erste Wetterkarten-Hoch nach trüben Regenwochen hatte uns wie Tausende andere hinausgelockt zum Familienbummel in den Treptower Park. Blumengitter und Rabatten leuchteten endlich in den Farben des Regenbogens. Blaue Clematis, violetter und weißer Sommerflieder, die winzigen Vergißmeinnicht, verspielte Wikken, feuerroter Salbei und Rosen in vielen Farbtönen.
Ruhe und Würde jahrhundertealter Bäume und langgestreckter Rasenflächen jenseits der Straße ließen unsere Schritte langsamer werden. Den traditionellen Treffpunkt der Berliner Arbeiter überragt seit 1949 die Bronzefigur des sowjetischen Soldaten mit dem kleinen Mädchen auf dem Arm. Die rechte Hand des Rotarmisten hält das Schwert, das Hakenkreuz liegt zerbrochen unter seinem Stiefel. Erinnerung an die Heldentat des Fahnenträgers vom 220. Schützenkorps, des Obersergeanten Massalow. Wenige hundert Meter von hier hatte er im Feuer der letzten Schlacht sein Leben eingesetzt, um ein deutsches Kind zu retten. Nur eine kleine Wegstrecke waren wir gegangen – gesenkte Fahnen aus Granitstein, eingemeißelt die Worte: „Ewiger Ruhm den Kämpfern der Sowjetarmee, die ihr Leben hingegeben haben für die Befreiung der Menschheit von faschistischer Knechtschaft".
Und noch ein paar



Sub rosa – unter der Rose



Schritte weiter – „Mutter Heimat“, die um ihre gefallenen Söhne trauert. Damals, bei unserem Besuch, lagen Rosen vor dem Denkmal jener Mutter, eingebunden in einen luftigen weißen Schleier. Einen Tag mögen sie dort schon gelegen haben. Vielleicht, daß eine Braut sie abgelegt hatte an dem für sie schönsten Tag. Eine Geste nur – und doch viel mehr. Zuversicht und Hoffnung, daß ihre Kinder aufwachsen werden ohne Furcht vor mörderischem Inferno.
Unter den vielen Blumen am Ehrenmal des für die Menschlichkeit siegenden Soldaten wäre der kleine Strauß mir kaum aufgefallen. Dieser einzelne Gruß aber auf dem kalten Stein ließ uns verweilen und auch nachdenklich werden.
Sub rosa. Unterschiedlich wurde die Blume in der Kulturgeschichte der Völker als Symbol gesehen. Aber es war wohl kein Zufall, daß mir im vergangenen Jahr jene ursprünglichste Bedeutung einfiel. Was interessiert uns, daß die Rose in der Spätantike, in den feudalen und bourgeoisen Ausbeutergesellschaften zum Zeichen der Verschwiegenheit und der Geheimhaltung wurde.
Nein! – wir haben nichts zu verschweigen. Nicht unseren Dank an die Helden des Großen Oktober, die den Unterdrückten und Verzweifelten ein Beispiel gaben. Es ist kein Geheimnis: Wir verehren die Rotarmisten, die die Weltzivilisation vor der faschistischen Barbarei gerettet haben. Und wir sprechen auch ganz offen von unserem Vertrauen und unserer Freundschaft, die uns heute mit den sowjetischen Soldaten verbinden. Ganz besonders mit jenen, die fern ihrer Heimat, über Jahre mitunter von ihren Angehörigen getrennt, gemeinsam mit uns das Kostbarste, den Frieden, schützen.
Die Gedanken gehen, wie gesagt, mitunter eigene Wege. Mehr als 600 Soldatenfriedhöfe der Roten Armee gibt es in unserem Land. Jedes einzelne der Gräber sollte uns nachdenklich machen.
Blumen. Sie sind unser Dank. Aber auch Sinnbild für Geborgenheit, für Schönheit und Glück. Sie sind Mahnung und Frage …

Text: Major Volker Schubert
Bild: Detlef Christel



Damals, vor vierzig Jahren

... fand der furchtbarste Krieg in der Geschichte der Menschheit sein Ende. In einem beispiellosen Kampf zerschmetterte die Rote Armee den Faschismus, befreite sie ihr Land und viele Länder Europas von der faschistischen Tyrannei. Unbestritten ist, daß die Sowjetunion die Hauptlast im Kampf gegen die Naziwehrmacht trug. Marschall der Sowjetunion Shukow schreibt: „Der erbitterte und verheerende Krieg wütete fast drei Jahre lang unmittelbar auf sowjetischem Territorium. Über zwanzig Millionen Sowjetmenschen fielen auf den Schlachtfeldern, kamen unter den Ruinen der Städte und Dörfer um, wurden von den Faschisten erschossen, in den faschistischen ‚Todesfabriken' bestialisch ermordet. Das Land büßte etwa 30 Prozent seines Nationalvermögens ein." (Shukow, Erinnerungen und Gedanken).

Der erste sozialistische Staat der Welt sollte ausgelöscht werden. Hitler hatte bei einer Besprechung im Stab der Heeresgruppe Mitte verkündet, er habe Vorkehrungen getroffen, um Moskau und seine Umgebung zu fluten und im Wasser zu ertränken. Wo bisher Moskau stehe, werde ein gewaltiger See gebildet, der die sowjetische Hauptstadt den Blicken der zivilisierten Welt für immer entziehen werde. Auch Leningrad sollte ausradiert werden. Für alle übrigen Städte gelte, daß sie vor der Einnahme durch Artillerie und Luftangriffe zu zermürben seien.

Diese teuflischen Pläne wurden zermalmt unter den Ketten der ruhmreichen T-34. Moskaus Herz schlägt stark wie nie. Die sowjetische Metropole ist ein Weltzentrum der Politik, Wissenschaft, Industrie und Kultur. Leningrad erstrahlt trotz der 900 Tage dauernden faschistischen Blockade in nie gekanntem Glanz. Kiew und Dnepropetrowsk, Minsk und Gorki, Taschkent und Odessa, Alma-Ata und Magnitogorsk, Tbilissi und Baku wie alle anderen sowjetischen Städte und Dörfer blühen und gedeihen im Sozialismus, im schwer erkämpften und zuverlässig geschützten Frieden.

Vor mir liegt ein wunderschönes Buch, ein Fotoalbum. Es zeigt uns die fünfzehn Sowjetrepubliken mit ihren Reichtümern, ihren Naturschönheiten, ihren Städten, gefügt aus alter und moderner Architektur. Die erlesenen Farbaufnahmen überraschen das Auge mit immer neuen Sichten, Einblicken, Ausblicken. In Gesichter schauen wir, über endlose Felder, auf Kunstwerke jeglicher Art; wir sehen gigantische Industriekomplexe und die Zartheit der russischen Birken, Lenins Schreibtisch sehen wir und die Mandarinenpflücker in Abchasien; die Goldkuppeln alter Kirchen schimmern inmitten riesiger Neubaugebiete, wir sehen den Wolgastrom und Wüsteneinsamkeit, sibirische Pelztierjäger und grusinische Tänzerinnen. Unmöglich ist, hier die Fülle des Gebotenen zu erfassen. Der prachtvolle Band „Der unzerstörbare Bund" ist eine große Einladung – kommt her, Freunde, seht selbst unser schönes Sowjetland! Der Planet-Verlag Moskau hat das Werk herausgebracht. Den Bildern sind Erklärungen in russischer Sprache beigegeben, so knapp und einfach, daß wir sie mit unserem Schul-Russisch gut verstehen. In den Buchhandlungen wird diese wertvolle Ausgabe für 60,– M angeboten. Vielleicht habt Ihr jemandem ein großes Geschenk zu machen – das wäre wahrlich eins.





Nochmals Marschall Shukow: „Alle aufrechten Menschen müssen, wenn sie heute an die furchtbaren Tage des zweiten Weltkrieges zurückdenken, denen tiefe Achtung und Teilnahme zollen, die gegen den Faschismus gekämpft und ihr Leben für die Freiheit der ganzen Menschheit von der faschistischen Sklaverei gelassen haben." Wir wollen jener Unglücklichen gedenken, die von den SS-Banditen in den KZ auf unmenschlichste Weise gequält und bestialisch ermordet worden sind. Tausende und Abertausende hatten Unvorstellbares erlitten; wir wissen davon. Was aber wissen wir von den Mördern? Was wissen wir z. B. über Ilse Koch, die Ehefrau des Kommandanten von Buchenwald? Daß sie Lampenschirme aus Menschenhaut sammelte, daß sie zu diesem

Das Buchenwald-Denkmal, geschaffen von Prof. Fritz Cremer



Zweck Häftlinge mit Tätowierungen auswählen, umbringen und abhäuten ließ, daß sie Gefangenen mit ihrer Reitpeitsche die Zähne ausschlug, daß sie sich weidete am Anblick von Menschen, die erhängt wurden, daß sie ein verkommenes Stück Dreck war, eine Hure und Diebin. Diese Kreatur hat an Perversität und Scheußlichkeit die berüchtigtsten Henker der Geschichte übertroffen.

Wie war möglich, daß aus einer kleinen Stenotypistin „Die Bestie von Buchenwald" wurde? In seinem so benannten Buch analysiert und dokumentiert Pierre Durand das Unwesen jener Koch, die sich nach drei Prozessen in ihrer Zelle in einem BRD-Frauengefängnis erhängte. Der Autor, ein promovierter Wissenschaftler und Journalist, ist wohl berufen, über dieses Thema zu schreiben – er war Buchenwald-Häftling. Als einer der Stellvertreter Marcel Pauls wirkte er mit beim Aufbau der Widerstandsbewegung im Lager und beim Aufstand, mit dem sich die Häftlinge am 11. April 1945 selbst befreiten. Ich lege Euch ans Herz, dieses außergewöhnliche Buch aus dem Militärverlag der DDR zu lesen.

Wer Gedichte und namentlich die Dichtung Helmut Preißlers mag, wird sich über eine schöne Ausgabe neuer Arbeiten von ihm freuen. Preißler hat Vietnam besucht. Das vom USA-Imperialismus grausam zugerichtete Land, vor allem aber das bewundernswerte, ungebrochene Volk Vietnams boten ihm Anregung und Erregung für Verse. Poesievoll erzählen sie von Geschichte und Gegenwart unseres Brudervolkes. „So viel Erwartung! So viel Freundlichkeit!" Das sah der Dichter in den jungen und alten Gesichtern unterm pechschwarzen Haar. Seine Strophen zeugen von tiefer Zuneigung zu Vietnam und seinen Menschen, wie auch wir sie durch unsere Solidarität immer wieder bekunden. Über dreißig Fotos, teils vom Autor geschaffen, zeigen uns das ferne, nahe Land in eindrucksvollen Bildern, deren Aussagen mit den Worten der Verse verschmelzen. „Lotoskerne" heißt das Bändchen aus dem Verlag Neues Leben.

Natürlich, auch von der Liebe singt uns der Dichter. Ohne Liebe gäbe es kein Leben. Liebe ist Produktivkraft. Was Liebe vermag, vermag keine andere Kraft der Welt. Lieben und Geliebtwerden können lebenswichtiger sein als Essen und Trinken; sinnliche Lust ist ein Lebenselement, unverzichtbar und unersetzbar. Erotische Literatur spricht von Liebe, die viel mehr ist als sinnliche Lust allein. Sie spricht von Würde, Zärtlichkeit, Achtung, Selbstvertrauen, Kraft, auch von tiefem Unglücklichsein, wenn Liebe erlischt. Erotische Literatur hat nichts, gar nichts mit Pornographie zu tun, wie manch armseliger Tropf meinen mag. Die Überfülle literarischer Zeugnisse aus vier Jahrtausenden belegt es. Der Verlag Neues Leben bietet uns ein mit literarischer Sachkenntnis und ästhetischem Gespür zusammengestelltes Lesebuch zum ewigen Thema. Die ausgewählten Abbildungen sind dem Bildschmuck antiker Vasen und Schalen, mittelalterlichen Kupferstichen und Holzschnitten und dem Werk solcher Meister wie Matisse, Picasso, Cremer, Munch oder Toulouse-Lautrec entnommen. „Die Lust zu lieben", ein schönes Buch, das die Lust zum Lesen und Betrachten wachhält.

1897 wurde die Leserschaft im deutschen Kaiserreiche von einem Roman überrascht, der seinem Autor einen sensationellen Erfolg bescherte und ihn zum Vater der deutschsprachigen SF-Literatur erhob. Der Herzogliche Hofrat und Gymnasialprofessor Kurd Lasswitz erzählt in seinem modernen Märchen von den Abenteuern einer Nordpol-Expedition, die im ewigen Eis auf Abgesandte einer außerirdischen Zivilisation stößt. Kollegen vom Mars sind's, in friedlicher Absicht zu uns hinab- bzw. hinaufgestiegen. Der 640 Seiten starke Klassiker „Auf zwei Planeten" ist immer noch so gut, daß er manches zusammengeschusterte Utopie-Machwerk unserer Tage ins Altpapier verweist. Euren Dank (aber keine Bestellungen!) könnt Ihr an den Verlag Das Neue Berlin richten..

Richtet Euch langsam, aber sicher auf Frühling ein, er kommt!

Tschüß!

Eure Bibliothe-Karin

Text: Karin Matthées



Fortsetzung von Seite 25

Man staunt! Die Sowjetunion würde also die Waffen niederlegen, fast die gesamten baltischen, belorussischen und ukrainischen Territorien sowie die Krim den deutschen Faschisten überlassen und einen „Separatfrieden" – wie man ihn in Washington nannte – mit der Hitlerclique abschließen?

Mit solchem Unsinn wurden die Bürger in unserem Land damals immer wieder bombardiert. Allerdings veränderte der Sieg der Roten Armee an der Wolga und die Gegenoffensive im Winter 1942/43 das Verhalten der westlichen Alliierten. Sie sahen sich plötzlich als „Verlierer" des von ihnen selbst erfundenen „Wettlaufs nach Berlin". Und in der Folgezeit mußten sie feststellen, daß die Volksmassen in den osteuropäischen Ländern die Rotarmisten mit Blumen statt mit Kugeln empfingen. In den imperialistischen Kreisen in Washington und London wurde fieberhaft beraten. Man ließ eine „Warnung" nach der anderen los, daß Stalin „wenigstens einen Teil und vielleicht sogar ganz Europa kommunistisch machen" wolle. In diesem Propagandafeldzug wurden vom USA-Geheimdienst OSS – sozusagen der Großvater der CIA – die antifaschistischen Widerstandsbewegungen in Ost- und Westeuropa als „Marionetten der Russen" verleumdet.

Das Geschrei brachte natürlich nichts. Die lang zugesicherte Eröffnung einer zweiten Front konnte nicht länger hinausgeschoben werden: Am 6. Juni 1944 landeten USA-Truppen in der Normandie. Unzweifelhaft eine große militärische Leistung, wie auch Marschall Shukow in seinen Memoiren feststellte. Doch was seitdem von westlichen Historikern und Propagandisten in Szene gesetzt wird, ist keine große Leistung, sondern schlicht und einfach Wahrheitsverdrehung. „Offen gestanden war ich etwas befremdet, als ich 1965 den amerikanischen Film ‚The longest Day' sah", schrieb Marschall Shukow in seinen Memoiren. „Dieser Film, dem ein historischer Fakt zugrunde liegt, ... präsentiert einen weitaus stärkeren Gegner, als er es in Wirklichkeit war ... Das in seinem Ausmaß große Seelandungsunternehmen bedarf keiner falschen Aufwertung."

Eisenhowers merkwürdige Tatsachenverdrehung

Doch die „Verlierer des Wettlaufs nach Berlin" brauchten gerade diese falsche Aufwertung, um den eigenen fraglichen Ruhm im Nachhinein zu sichern. Das ging soweit, daß sich Eisenhower 1965 in einem Interview zu folgender Aussage verstieg: „Nach der Schlacht in den Ardennen erlitt Deutschland die endgültige Niederlage ... Am 16. Januar war alles zu Ende und jeder vernünftige Mensch sah das ... Man hätte auf jede Frühjahrsoffensive verzichten sollen. Der Krieg wäre um 60 oder 90 Tage früher beendet gewesen."

Eisenhowers Verdrehung der Tatsachen ist vor allem deshalb mehr als merkwürdig, weil in der Schlacht in den Ardennen im Dezember 1944 die angloamerikanischen Truppen durch die Offensive der deutschen Wehrmacht an den Rand einer Niederlage gebracht wurden. Bis zu 100 Kilometer tief waren die faschistischen Truppen in die Stellungen der Westalliierten eingedrungen. Die Operationen der Nazi-Wehrmacht im Elsaß drohten, die 7. USA-Armee völlig abzuschneiden. Nur Churchills dringendes Hilfeersuchen an Stalin, die für den 20. Januar 1945 geplante Offensive vorzuverlegen – sie fand daraufhin acht Tage früher statt –, brachte eine Reduzierung des Drucks auf die bedrängten Westalliierten. Die Faschisten zogen Divisionen von der Westfront ab, um diese zur Unterstützung ihrer zurückweichenden Truppen an die Ostfront zu werfen.

Verdrehungen ändern die Tatsachen nicht. Nicht in Nordafrika, nicht im Mittelmeer und auch nicht an der erst zu Kriegsende errichteten zweiten Front im Westen wurde der entscheidende Beitrag zum Sieg über den Hitlerfaschismus geleistet – sondern an der sowjetisch-deutschen Front im Osten. Dieser Sieg des sowjetischen Volkes, in dem Millionen einfache Menschen über sich hinauswuchsen, weil sie für die Rettung ihrer Heimat kämpften, brachte mehr als nur das Ende der braunen Nacht. Er brachte die Chance zu einem grundlegenden Neubeginn für die Völker.

Ganz anders wäre es gewesen, hätten Truman, Churchill, Wedemeyer und all die anderen Antikommunisten im westalliierten Lager den Ausgang des zweiten Weltkrieges nach ihren Vorstellungen arrangieren können: Hitler den „Frieden" anbieten, um weitere Kriegshandlungen gegen Osten vorbereiten und führen zu können.

Ein Juni 1941 wird sich nicht wiederholen

Doch diese Leute konnten die Weltgeschichte nicht nach ihrem Gutdünken gestalten. Der Fortschritt, das ist mir klar geworden, läßt sich nicht aufhalten. Wir leben heute 40 Jahre in Europa im Frieden, und mit uns kämpfen alle friedliebenden Menschen dafür, daß die entscheidende Front die letzte große Front und der zweite Weltkrieg der letzte große Krieg war. Und deshalb müssen wir, wie Konstantin Tschernenko im Mai 1984 vor Moskauer Arbeitern erklärte, „das Pulver trocken halten, immer auf der Hut sein, damit sich das Kräfteverhältnis nicht zugunsten des Imperialismus verändert und wir uns nicht als die Schwächeren erweisen ... Ein Juni 1941 wird sich nicht wiederholen. Jeden Aggressor wird unverzüglich die Vergeltung ereilen. Das sollen alle wissen – sowohl unsere Freunde als auch unsere Feinde."

Die über 50 Millionen Toten des zweiten Weltkrieges verpflichten uns dazu.

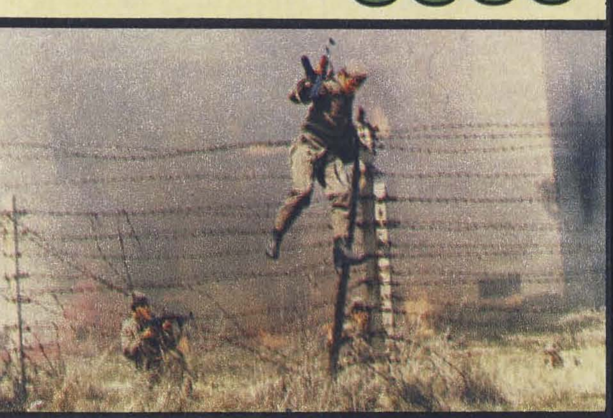
Ich bin froh, daß ich heute auf der richtigen Seite stehe.

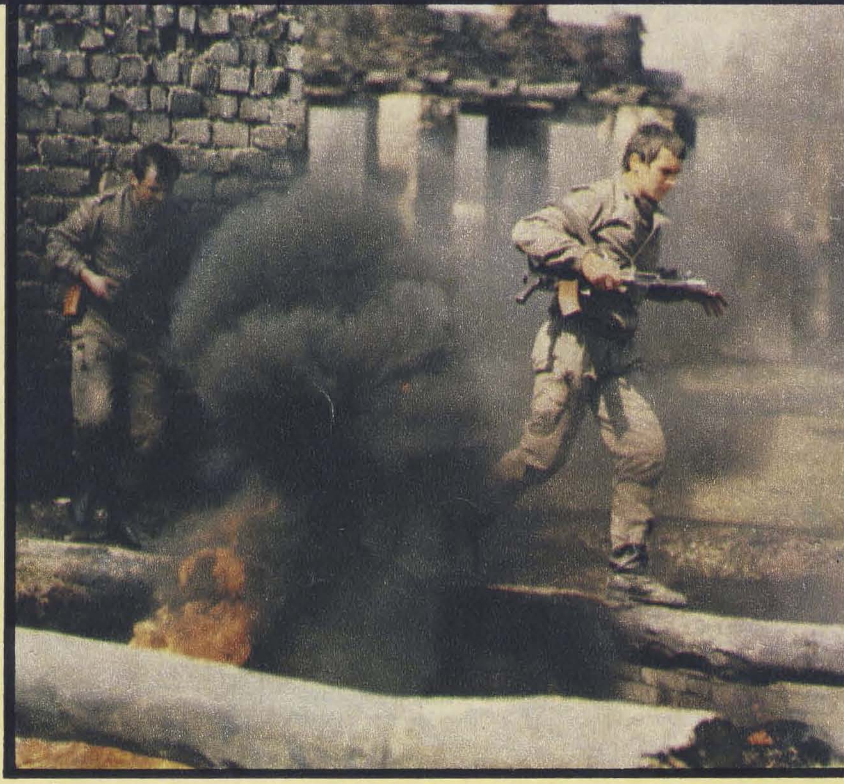
Bild: ZB

ar-markt

Biete Motorjahrbücher von 1965–84: H. Fuchs, 1020 Berlin, PSF 84 – Biete aus AR vor 1972 45 Schiffstypenblätter, 63 Typenblätter von Waffen des Zweiten Weltkrieges und 40 Typenblätter Flugzeuge der NATO, H. Thürk „Pearl Harbour", suche „Kampf gegen gepanzerte Ziele", „Überwinden der Panzerabwehr", „Die Wolokolamsker Chaussee": M. Weise, 8045 Dresden, Niederseidewitzer Weg 36 – Suche Bücher über Hubschrauber und deren Geschichte: M. Klemm, 5900 Eisenach, F.-Engels-Str. 29 – Biete „Kamikaze", „Die Killer lauern", Mercks „Auf der Straße des Todes", Förster/Paulus „Abriß der Geschichte der Panzerwaffe", Mosaik, suche Thürk „Die Stunde der toten Augen", Guddat „Für jeden kommt der Tag", May „Die letzten von U-189": T. Lutze, 3021 Magdeburg, Alt Prester 59 – Biete Typenblattkartei Militärtechnik, „Schiffe der NATO im Ostseeraum", suche Eisenbahnjahrbücher außer 1966/68/70/72/84: W. Lorenz, 7513 Cottbus, Klopstockstr. 1 – Verkaufe „Das große Flugzeugtypenbuch", Fliegerjahrbücher 1960/70/77–80/82–84, „Die Luftfahrt der UdSSR", „Raketen", „Vojenska letadla" 5, „Geschichte des Luftkrieges", „Bomber-Raketenträger-Seeflugzeuge", „Strahltrainer", „Jagdflugzeuge/Jagdbomber", „Flugboote des 2. Weltkrieges", Fliegerkalender 1974/75/79/80/83, „Geschichte der Luftfahrt von Ikarus bis zur Gegenwart", „Der Koreakrieg" „Lexikon der Raumfahrt", „Typenbuch der Raumflugkörper", „Der Weg zum Mond", „Zu neuen Horizonten", „Unser Flug in den Kosmos", „Himmel des Krieges", „Über unsichtbare Barrieren", „SOS in Himmelshöhen", Sammelmappen mit Flugzeugpostern: U. Lehmann, 1142 Berlin, L.-Grundig-Str. 56 – Suche „Das große Flugzeugtypenbuch": F. Ringel, 8142 Radeberg, Dr. F.-Wolf-Str. 35 – Suche Typenblätter von Handfeuerwaffen: K.-U. Hörl, 8142 Radeberg, J.-Gagarin-Str. 9, FA 75/85– Tausche Motorkalender 1983, Handbuch „Militärisches Grundwissen", „Vom Säbel zur Rakete", „Der dalmatinische Dolch" gegen FR und Aerosport von 1959–83: G. Brehm, 6305 Gehren, Untere Marktstr. 29 – Verkaufe „Biographie Che Guevara", „Das Braunbuch", Simonow „Kriegstagebücher" 2. Teil, „Vom Kriege", „Menschenrechte – eine Utopie?", „Gesprengte Fesseln", „Wissensspeicher Wehrausbildung", Fliegerkalender 1983, „Zum Magnetpol der Arktis", „Funksignale am Wartabogen"; H.-J. Kohtz, 2820 Hagenow, Weg der Komsomolzen 1 – Tausche AR 1965–11/82 gegen „Seemacht im Spiegel der Geschichte": E. Marx, 4200 Merseburg, A.-von-Harnackstr. 92 – Tausche „Arsenal 5" gegen „Arsenal 2" und MTH „U-Boot-Abwehrschiffe" gegen MTH „Geschoßwerfer": J. Sonntag, 9156 Oelsnitz, Prommnitzer Fußweg 1a – Biete Typensammlung gepanzerte Fahrzeuge und Kriegsschiffe: U. Ruddat, 7232 Bad Lausick, Auenstr. 8a – Tausche „Preussisch-deutsche Kriege von 1864–1871", „Der große deutsche Bauernkrieg", „Der Tod auf allen Meeren", „Abenteuer aus aller Welt" Bd. I, „Uniformen europäischer Armeen" gegen „Das große Flugzeugtypenbuch", „Panzer der NATO" und „Schiffe der NATO im Ostseeraum": J. Mickeleit, 8250 Meißen, Judenbergstr. 31 – Verkaufe umfangreiche Literatur über die Luft- und Seefahrt sowie Typenblätter der AR von 1962–75: J. Wünsche, 8603 Großpastwitz, Hainweg 3 –Biete Fliegerjahrbücher 1960/65–67/76, suche Motorjahrbuch 1957/58, Motorkalender 1967, Marinekalender 1966: C. Marschke, 7550 Lübben, Dorfstr. 21 – Suche „Deutschland im 2. Weltkrieg" Bd. 5 und Marinekalender 1982–85: D. Hinz, 2202 Gützkow, Jahnstr. 38 – Biete Flugzeugplastmodellbausätze Avia B534, Avia B35, Avia CS 199 sowie L29, suche im Tausch MiG23, MiG25 oder Novo-Modellbausätze: M. Reddiger, 4375 Radegast, Glückaufstr. 7 – Biete selbstgefertigte Typenblätter von Baumaschinen, Schußwaffen, Segelflugzeugen, Schiffen und Luftschiffen: M. Meißner, 7543 Lübbenau, Str. der Einheit 33 – Suche Schmidt „Flugzeuge des 2. Weltkrieges", Kunter „Flugzeuge aus sechs Jahrzehnten", „Flugwesen" Bd. 1 u. 2, Besymenski „Generale ohne Maske", Pali „Krieg im Äther", Eyermann „Strahltrainer", Israel „Flugboote des 2. Weltkrieges", Mader „Das Geheimnis von Huntsville", Schreyer „Augen am Himmel", „Piratenchronik", Thürk „Geschwader der Gangster", Mader „Gangster in Aktion", Waldner „Spion über den Wolken", Koshedub „Ich greife an", Fliegerjahrbuch 1957–69 u. 81, Aero-Sport 1960–63/66–67/69, FR 1970/71 u. 1/80, Luftverteidigung 1969–71: U. Küster, 7270 Delitzsch, A.-Fritzsche-Str. 8b – Suche Typenblätter aus AR, FR, J+T und technikus (alle Jahrgänge): M. Haenel, 7700 Hoyerswerda, Niederkirchner Str. 15 – Suche „Risse von Schiffen des 16. und 17. Jahrhunderts", Neukirchen „Seemacht im Spiegel der Geschichte", Winter „Der Holländische Zweidecker", „Segelkriegsschiffe", alle Marinekalender vor 1981: S. Jahn, 4500 Dessau, Rheinstr. 32 – Suche AR vor 1979 und FR vor 1981: H. Finzel, 7222 Groitzsch, Neuer Weg 7c – Suche „Der Tod des Piloten", „Das große Schiffstypenbuch", „Das große Flugzeugtypenbuch", „Die Armee Augusts des Starken", Motorjahrbuch 1965, biete „Im Kampf gegen den Faschismus", „Die Kulturpolitik im faschistischen Deutschland", „Dame in Weiß", mehrere Bände URANIA-UNIVERSUM: H. Joseph, 8060 Dresden, Sebnitzer Str. 5 – Biete Plastmodellbausatz MiG-25 1/144, suche MiG-3 1/72: E. Schmidt, 1513 Wilhelmshorst, An den Bergen 26 – Biete „Seeunfälle und Katastrophen von Kriegsschiffen", „Die Luftabwehr der Landstreitkräfte", „Piloten im Pyjama", „Am Vorabend", „Auf Siegeskurs", „Ziel des Lebens", „Arsenal" 4 und 5, „Pearl Harbour", „Singapore", „Spannungsherd Nahost", „Algerien – Nationaler Befreiungskrieg", „Geschichte des Luftkrieges", Motorkalender 1980/84/85: U. Habel, 1500 Potsdam, F.-Perlitz-Str. 6 LWH – Biete zum Tausch „Arsenal" 1–3, Fliegerjahrbuch 1978, Typenbuch „Kampfschiffe", Vojenska Letadla 2–5: Istvan Oigh, Magyated, Honved u. 61, H-7500, Ungarische Volksrepublik

GEMISCHT AUS EINEM GUSS





Der Schützenpanzerwagen prescht in die Schneise. Von ihm springt eine Gruppe Aufklärer in sowjetischen Uniformen ins Unterholz: Start zum Überwinden der Aufklärerkampfbahn. Kurz danach detonieren zwei Sprengsätze. Hastig verlassen die acht Soldaten ein brennendes Gehöft, steigen über Zäune, springen durch Feuer, balancieren über Balken, klettern auf Bäume und über Drahtzäune, steigen durch einen Kamin, laufen über Schuppendächer. Sie schießen dabei, werfen Handgranaten und nehmen es im Nahkampf mit einem Panzer auf. Als sich der letzte von ihnen am Ende von 21 raffiniert angelegten Hindernissen in den Zielgraben wirft, bleibt die

Stoppuhr bei 14:45 Minuten stehen.

Wieder springen vom Schützenpanzerwagen in der Schneise Aufklärer ins Unterholz, diesmal in der Felddienstuniform der NVA. Sie nehmen den gleichen beschwerlichen Weg. Auch sie fallen schwer atmend in den Zielgraben. Die Stoppuhr hält bei 15.14 Minuten an.

Noch einmal verläßt in der Schneise eine Gruppe Aufklärer den Schützenpanzerwagen. Wie zuvor, kräftige Burschen, nur sind ihre Uniformen verschieden. Neben den sowjetischen die der NVA. Auch diese Gruppe stürmt unverzüglich los. Am Ziel zeigt die Stoppuhr nur 14:16 Minuten!

Die Kampfbahn gehört dem Gardetruppenteil Swetelzki. Gardemajor Swetelzki spart nicht mit Anerkennung für seine Soldaten, als sie ihm die 14:45 Minuten melden. Ein neuer Bahnrekord beim Leistungsvergleich mit den Genossen vom NVA-Truppenteil Holland. Herzlich gratuliert er Oberstleutnant Holland zu den 15:14 Minuten. Daß die deutschen Genossen die ihnen unbekannte Bahn so in den Griff bekommen, freut ihn. Über die 14:16 Minuten staunen die beiden, in Soldatendingen so erfahrenen Kommandeure, wirklich. Gerade die gemischte Gruppe ist besser. Sie rechnen es den Erfahrungen zugute, die ihre Soldaten miteinander und auch voneinander bei gemeinsamer politischer und militärischer Ausbildung sammelten, wie Oberfeldwebel Bohne und Wilfer sowie Gardeoberleutnant Wasiljewitsch und dessen Aufklärer. Verfolgen wir deshalb deren Erlebnis ...

„So etwas dauert zwei Stunden, zu Mittag seid ihr zurück!" Damit hatte man sie zu den Swetelzkis geschickt! Jetzt stehen sie am Schluß des angetretenen Aufklärungstrupps von Gardeoberleutnant Wasiljewitsch. Das kann heiter werden, denken die Oberfeldwebel und Gruppenführer vom Truppenteil Holland. Zwar ergibt das wenige, das sie verstehen, für sie kaum einen Sinn. Doch eine Ahnung verdichtet sich immer mehr, als sie zuhören, wie ein Major vom sowjetischen Truppenteil den Ausbildungsbefehl für den Trupp verliest: Das ist nicht in zwei Stunden abgetan!

Gardeoberleutnant Wasiljewitsch arbeitet die Gefechtsaufgabe in seine Karte ein. Sein Trupp wird ins „gegnerische" Hinterland „eingeflogen", soll dort einen Sektor aufklären, die Startrampen einer angenommenen Raketenbatterie aufspüren, ihre Koordinaten ermitteln, und – wenn möglich, sie vernichten. Dazu hat man ihm einen Sergeanten, einen Funker und sechs Aufklärer gegeben. Eigentlich nur vier. Weiß er, ob die beiden NVA-Unteroffiziere sich als solche bewähren? Ach was, denkt er, zeigen wir ihnen, was wir können, und sehen wir, was die bringen. Er zeichnet in seiner Karte weiter. Beruhigt dadurch, daß er vier seiner besten Soldaten dabei hat.

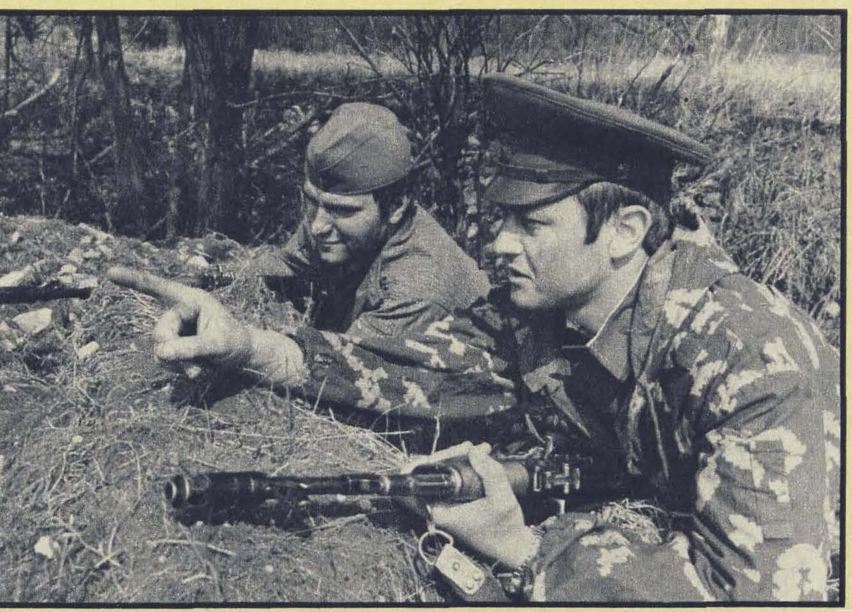
„Eingeflogen" werden sie per LKW. Der Major selbst hat ihn so dicht verschlossen, daß während der Fahrt die „Fluggäste" keine Orientierung nach draußen haben. Dazu ist ihnen, als führe der Fahrer sie noch absichtlich im Kreis herum. Sie „landen" schließlich auf der Nordseite eines Gebirges. Hier liegt noch Schnee. Naß ist er und pappig. Nun erst sieht sich Wasiljewitsch für einen Moment die beiden Oberfeldwebel an. Kräftig sind sie. Seine Kopfbewegung deuten sie richtig und eilen mit seinen Soldaten zum Waldrand hinauf, tief in den Altschnee einsinkend.

Schwer atmend liegen sie im Unterholz. Der Gardeoberleutnant und der Sergeant beugen sich über die Karte. Reinhard Bohne beobachtet, wie sorgsam die beiden arbeiten. Dann rufen sie ihn und Wilfer hinzu. Bohne erkennt an den roten und blauen Einzeichnungen des Oberleutnants etwas von der bevorstehenden Gefechtsaufgabe. Der Raum der besonderen Aufmerksamkeit ist markiert. Dort müssen die Rampen sein. Der Marschweg dorthin ist lang, sehr lang. Dazwischen liegen mehrere Sicherungslinien des „Gegners".

Wie beschwerlich der Marsch wird, begreifen sie erst, als sie schon ein Stück laufen. Man hat sie in die Mitte genommen. Sie spüren, wie man immer wieder auf sie acht gibt. Auch der Oberleutnant sieht nach den beiden. Denen ist das Tempo und unser Schrittrhythmus ungewohnt, denkt er. Und zuviel haben sie auch angezogen.

Bohne und Wilfer haben ebenfalls das Gefühl, noch nicht Schritt gefaßt zu haben. Sie halten sich aber an die Abstände, die die Freunde zueinander eingegangen sind. Schweigen, weil es auch die anderen tun. Immer besser verstehen sie die Zeichen, die von Mann zu Mann weitergegeben werden, wenn eine neue Richtung, besondere Vorsicht, Deckung und anderes verlangt wird. Die Blicke der Freunde sind nicht mehr nur neugierig, sie werden freundlicher.

Stunde um Stunde läuft der Trupp durchs Gebirge. Er geht abseits der Straßen und Wege, über Stock und Stein. Trotzdem hält er fast immer ein Stundenmittel von acht Kilometern ein. Während der zweiten Rast legen Bohne und Wilfer ihre dicken Pullover ab. Schon lange denken sie nicht mehr an das längst beendete Mittagessen, unten in ihrer Garnison. Sie langen zu, als ihnen die Freunde Brot, Fisch, Speck, Tee und Würfelzucker anbieten. Sie kommen nun doch, wenn auch oft mit Händen und Füßen, ins Gespräch. Sie debattieren über die Vorteile von



Gardeoberleutnant Wasiljewitsch und Oberfeldwebel Bohne

Fußlappen und die breiteren MPi-Tragegurte der sowjetischen Genossen. Verlegen erst von einem, dann tun es alle, kreisen Fotos der Frauen und Bräute in der Runde.

Als es weitergeht, bekommen auch Bohne und Wilfer Beobachtungssektoren zugeteilt. Sie laufen nicht mehr in der Mitte des Trupps, sondern hinten und seitwärts. Echt böse wird der Oberleutnant, als ihm Bohne einen sowjetischen Geländewagen nicht als „Gegner" meldet. Wie denn auch? Doch darin sitzt ein Kontrolloffizier vom Truppenteil Swetelzki, und auf Wasiljewitschs Karte ist der blau gezeichnet.

Den beiden Oberfeldwebeln tun die Knochen weh. Fast im Laufschritt hasten sie vorwärts, Hänge hinauf und hinunter. Sie sind müde. Doch nie befällt sie das Gefühl von Unlust. Sie sehen, wie genau Viktor mit der Karte arbeitet. Wie sorgfältig er die Strecke in Abschnitte einteilt. In die Zeitkalkulation nötige Umgehungen aufnimmt. Nie müssen sie auf der gesamten Strecke nur einmal etwas aufholen, dafür gar Pausen opfern. Sie befinden sich immer unter gleichbleibender Belastung. Es gefällt ihnen, wie sich der Oberleutnant dabei mit seinen älteren Soldaten berät. Doch am Abend, während sie länger rasten, schlafen beide sofort und fest ein. Auch die anderen ruhen. Abwechselnd, weil Posten ausgestellt werden.

Gegen Mitternacht haben sie den sogenannten Raum der besonderen Aufmerksamkeit erreicht. Sie stoßen auf eine weitere Sicherungslinie des „Gegners", beobachten, wie motorisierte Patrouillen das Gelände kontrollieren.

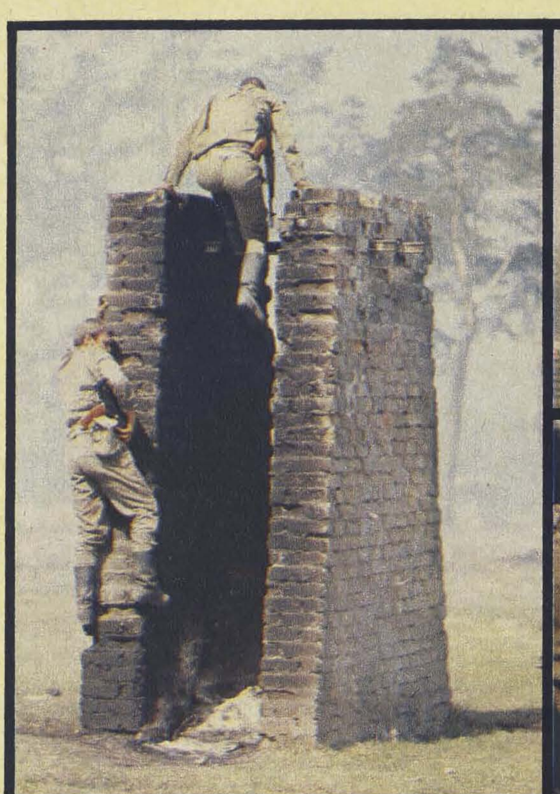
Gardeoberleutnant Wasiljewitsch vermutet in der Nähe der Rampen zu sein und will sich selbst ein Bild über die Situation verschaffen. Unter dem Kommando des Sergeanten läßt er den übrigen Trupp zurück. Die Oberfeldwebel Bohne und Wilfer nimmt er mit. Sie sichern sein Vorgehen. So kann er sich ganz auf seine Beobachtung konzentrieren. Unbemerkt umgehen sie die Posten. Der Oberleutnant erkennt den Standort der Rampen. Ermittelt die Koordinaten und erkundet noch den günstigsten Weg für die Annäherung des Trupps.

„Otlitschno!" sagt er vor allen, als sie zum Trupp zurückkehren. Darauf schauen die sowjetischen Genossen Bohne und Wilfer so an, daß beide wissen, dies gilt ihnen.

Durch alten und verharschten Schnee gehen sie weiter. Voran der Genosse mit der kleinsten Schuhgröße. Alle anderen – der Größe ihrer Schuhe nach – hinterher. Es wird immer in die Fußstapfen des Vordermannes getreten. Zum Schluß sieht es so aus, als sei nur einer gegangen, mit großen Füßen, aber nur einer.

Es gelingt ihnen, unbehelligt durch alle vom „Gegner" aufgestellte Posten zu kommen. Der Oberleutnant erkennt die Raketen als startbereit. Noch bevor sie abgeschossen werden, muß er sie vernichten. Er gibt das vereinbarte Zeichen. Vom Sergeanten geführt, arbeitet sich der Überfalltrupp an die Rampen heran. Die Oberfeldwebel Bohne und Wilfer decken dessen Vorgehen. Wenig später geben die Detonationen das Signal für den Rückzug. Als Bohne und Wilfer sehen, daß der Überfalltrupp dem „Gegner" entkommen ist, lösen auch sie sich von der Batteriestellung. Vollzählig trifft sich der Trupp am vereinbarten Sammelpunkt.

Gardeoberleutnant Wasiljewitsch meldet seinem Vorgesetzten die Erfüllung der Gefechtsaufgabe. Glückliche Gesich-









ter, der Trupp erhält eine Fünf, die russische Eins.

Einiges dazugelernt zu haben, sehen Oberfeldwebel Bohne und Wilfer als das wichtigste Ergebnis an. Daß die sowjetischen Genossen sie ohne Vorbehalte als Kampfgefährten akzeptierten, macht sie froh. Das „sehr gut" macht auch den Gardeoberleutnant glücklich. Warum hatte er nur Bedenken? Die beiden Oberfeldwebel haben sich gut in seinen Trupp eingefügt. Herzlich umarmt er sie zum Abschied ...

Kommen wir zurück zur Kampfbahn. Wie gesagt, der auf ihr geführte Leistungsvergleich ist auch nur eins von den vielen Unternehmen beider Truppenteile, um in gemeinsamer Gefechtsausbildung Höchstleistungen zu erreichen.





„Es ist nicht das erste und wird noch lange nicht das letzte Mal sein", sagt Gardemajor Swetelzki. „Weil beide Truppenteile viel für die tägliche Ausbildung gewinnen, vor allem aber Vertrauen zueinander. Das erwirbt der Soldat im Frieden auch nur auf dem Gefechtsfeld, sowohl in die eigene Kraft als auch in die des Waffenbruders. Keiner von den Burschen will sich dabei vor dem anderen blamieren. Da lagen wohl auch Potenzen in der heutigen gemischten Gruppe!"

Bild und Text: Oberstleutnant Ernst Gebauer

TRITT FASSEN



Manch Leser mag beim Betrachten dieser Fotos lächeln, ob der unbeholfenen Bewegungen der Soldaten. Den hier Abgebildeten ist nicht danach zumute. Junge Soldaten des Max-Roscher-Regiments sind es, die ihre erste Exerzierausbildung haben: Grundstellung, Wendungen auf der Stelle, Gleichschritt und Halten, Exerzier- und Laufschritt, Vortreten, Blickwendungen, Ehrenbezeigung – mühsame Stunden vergehen, bis sie nach und

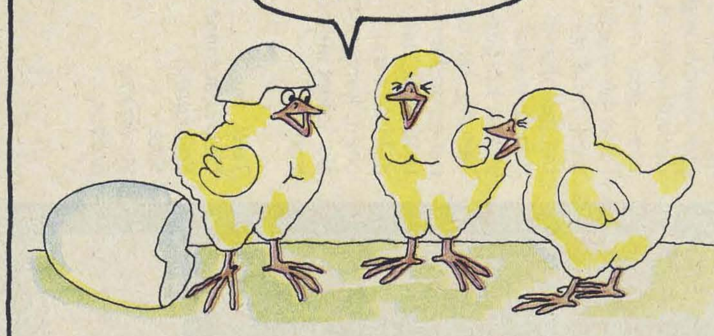
nach Tritt fassen. Da muß immer wieder wiederholt werden, allein oder mit Hilfe des Ausbilders, muß ständig geübt werden, um eine straffe Körperhaltung, ein genaues und einheitliches Handeln zu erreichen, kurz, um als Soldat aufzutreten.

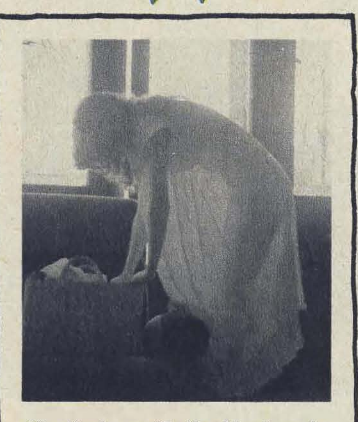
Text: Oberstleutnant Spickereit
Bild: Wolfgang Fröbus











Sieglinde weiß, ihr Jörgi sucht natürlich immer an derselben Stelle. Sogar, wenn gar nicht Ostern ist. Drum sucht sie fieberhaft nach einem ganz schweren Versteck fürs Osternest. Soll er mal zeigen, ob er Orientieren im Gelände drauf hat!

Uralt-Witz von Zitzewitz

Oberst von Zitzewitz inspiziert das Krankenrevier. Am Bett eines Kranken fragt er den Stabsarzt: „Äh, was fehlt dem Kerl?" – „Typhus, Herr Oberst." – „Typhus, äh, scheußliche Krankheit, selbst schon gehabt. Entweder man stirbt dran, oder man wird blödsinnig."

Schon gewußt?

Mancher Matrose hat's beim Landgang schwerer als beim Seegang.

Auf vielfachen Wunsch:

KLASSIK BEI MM

O Jüngling, sei weise, verwein nicht vergebens
Die fröhlichsten Stunden des traurigen Lebens,
Wenn flatterhaft je dich ein Mädchen vergißt!
Geh, ruf sie zurücke, die vorigen Zeiten!
Es küßt sich so süße der Busen der Zweiten,
Als kaum sich der Busen der Ersten geküßt!

Johann Wolfgang von Goethe



Nur noch wenige Tage, und Jeanettes Schatz steht als frischgebackener Gefreiter der Reserve vor der Tür. MM-Reporter W. Möbius beobachtete Jeanette bei der Auswahl einer angemessenen Begrüßungsgarderobe.

Neues aus der Bestenbewegung



„Mensch, mei Babba is Bester geworden! Als Babba! Sahcht de Mamma!"

April-Scherz des Monats



April, April, es ist gar nicht der Gefreite Ludewich vom Spähtrupp, der da hinterm Busch hervorlugt!

Kaufhallenkassenschlangengespräch
„In ein paar Tagen wird unser Sohn in Ehren entlassen."
„Ach, wo liegt denn das?"



In unserer MM-Serie „Was man am Kopf hat ..." plaudert unser J. H.-Mitarbeiter heute über die Ohren im allgemeinen und überhaupt:

Hinter die Ohren schreiben!

Wer Ohren hat zu hören, der höre! Denn wer die Ohren offenhält, kann sogar das Gras wachsen hören. Falls er nicht gerade auf den Ohren sitzt. Aber wer nicht hören will, muß eben fühlen.
Als Soldat sperre man die Ohren immer schön auf, wenn der Vorgesetzte das Wort und die Initiative ergreift. Als Vorgesetzter hingegen habe man immer ein offenes Ohr, wenn der Unterstellte zu einem kommt, auf daß man ihm sein Ohr leihe. Wenn einem aber einer aus der Stube ständig die Ohren vollsingt, so kann das schon ein gewisses Ohrensausen hervorrufen. Es ist dann nicht verwunderlich, wenn einem die Geduld platzt oder gar das Trommelfell.
Als Ohrenschmaus bezeichnet man Musik, die ins Ohr geht. Das kann im Idealfall auch ein Ohrwurm sein. Der übermäßige Genuß von Schnulzen dagegen führt zu vermehrter Bildung von Ohrenschmalz.
Von Zeit zu Zeit bedürfen auch die Ohren einer Reinigung. Dazu benutze man ein kleines Ohrläppchen; natürlich tut's ein gewöhnlicher Lappen auch. Denn niemand soll sagen können: „Wohl die Ohren nicht gewaschen, wie? Sind ja noch grün hinter den Ohren!"
Sehr gefährlich ist es, jemanden über das Ohr hauen zu wollen. Derjenige könnte einem dafür die Ohren langziehen, von einer schallenden Ohrfeige mal ganz abgesehen.
Vielleicht haben Sie noch ein offenes Ohr für einen gutgemeinten Rat? Bitte sehr: Wenn Ihnen einer einen Floh ins Ohr setzen will, dann sollten Sie sich die Ohren zuhalten, wenn Sie schon partout keine Ohrenschützer tragen wollen.
Übrigens, früher hatte jeder seinen kleinen Mann im Ohr, aber heute? Keine Leute, keine Leute! Wer will auch ständig dem anderen im Ohr liegen ...
Wer mit Segelohren ausgestattet ist, sollte sich nicht unbedingt aufs Ohr legen, weil die unbeliebten Knick- oder Eselsohren die unausbleibliche Folge sind. Und da hat man ja auch nur Miese gemacht.
So, und damit liegen auch die Ohren hinter uns. Den Autor hätte es übrigens nicht gewundert, wenn ihm die Redakteurin dieses Manuskript um die Ohren gehauen hätte. Aber, was soll's. Womit wiederum bewiesen wäre: MM-LESEN büldet!

Da diese Serie ihr schlimmes Ende genommen hat, müssen Sie vielleicht nun doch mal was anderes lesen. Wir können Ihnen aber mitteilen, daß der Autor bereits an einer 25teiligen Serie arbeitet.

Bald auch in Ihrer MHO!



Atmungsaktiv, wartungsarm, nicht rostend, mit eingestricktem Blitzschutz – das zeitlos schöne Panzerhemd. Auch in Bauchweiten lieferbar. Preis nach Gewicht.





„Hab's doch gleich gesagt – unser Tank muß ein Loch haben!"

Dialith Schlafbinde
Ges. gesch. Neuheit!
Geg. **Schlaflosigkeit** u. **Magenbeschwerden.**
Der Schlaf wird fest, traumlos und erquickend, die Verdauung wird ohne Abführmittel beschleunigt, der Kopf klar. Völlig unschädlich. Jahrelang brauchbar. Aerztlich begutachtet. Stück 3.— Mark.

... und Sie hören keine spät heimkehrenden Ausgänger und keine zu früh rauspfeifenden UvDs mehr! Garantiert!

„Unser Beschwerdebuch ist schon lange voll!" frohlocken KaMa und Co.

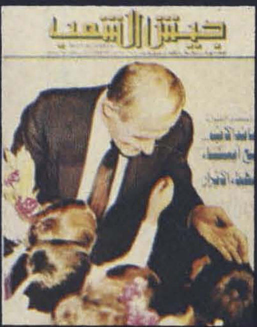
AR exklusiv

IM ZEICHEN



Der wehrhafte Falke ist von alters her Jagdgehilfe der Beduinen, heute aber zugleich auch das Wappentier der syrischen Armee. Als erster Militärjournalist der NVA unternahm Oberstleutnant Ernst Gebauer eine Reportagereise zu den Land- und Seestreitkräften der Syrischen Arabischen Republik. Hier der Abschluß des Reports über seine Erlebnisse mit jenen Soldaten, die bei der Abwehr imperialistisch-zionistischer Aggression an vorderster Front stehen









Verbrannte „Blume"

Was vom etwa 60 Kilometer entfernten Damaskus im Morgendunst nur zu ahnen war, ragt jetzt vor uns auf: rechter Hand das Hermon-Massiv mit dem 2644 Meter hohen Djebel al Sheik, vor uns die Golanhöhen. Davor zerschossene Häuser – die Reste der Stadt Kuneitra, der „Blume des Golan". Unmittelbar am südlichen

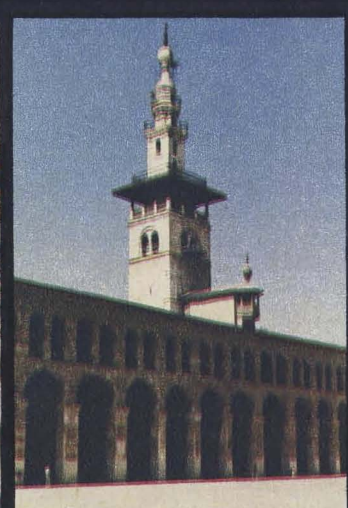




DES FALKEN

★★★★★★★★★★★★★★★★★★★★★

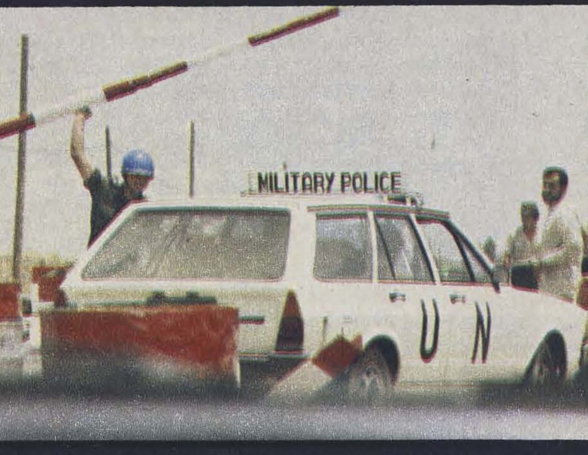




Bilder vom friedlichen Leben in Syrien. Doch nicht einmal 60 Kilometer von der Hauptstadt Damaskus entfernt, mitten auf syrischem Territorium, befindet sich eine Grenze. Der Schlagbaum wird geöffnet. „Blauhelme" kontrollieren uns. Sie tun es freundlich, mit österreichischem Charme. Aber auch gründlich. Wir dürfen passieren und befinden uns nun zwischen den Linien, auf die sich die israelischen und syrischen Truppen nach dem Entflechtungsabkommen vom 31. Mai 1974 zurückgezogen haben.









Stadtrand Stacheldraht und Minensperren.

Zwischen frischgepflügten Äckern unzählige Israelische Beobachtungsposten, gesichert durch hohe Sandsackbarrikaden. Und als weithin sichtbares Zeichen ständiger Kriegsbereitschaft auf dem Tal-Abou-El-Nada die im Nahen Osten größte und modernste Radarstation. „Israel kann sich so etwas gar nicht leisten", sagt Oberst Fuad Achmed. Womit er auf den Geldgeber und Mitnutzer – die USA – anspielt. Der Oberst führt mich durch Kuneitra, das zweimal Schauplatz und Opfer harter Kämpfe war ...

1961 beginnen in Ägypten und 1963 in Syrien nationaldemokratische Kräfte mit progressiven Umgestaltungen. In Syrien führt die Arabische Sozialistische Baath-Partei diesen Kampf. Sie setzt Nationalisierungen durch, die auch ausländisches Kapital treffen. 1966 übernehmen nationaldemokratische Militärs die Staatsgewalt. Erstmals wird die Syrische Kommunistische Partei an der Regierung beteiligt. Maßnahmen gegen die einheimische Großbourgeoisie werden getroffen und wichtige Schritte zum Aufbau einer auf den Ressourcen des Landes fußende Industrie getan.

Diese Veränderungen im Nahen Osten gefährden die strategischen und Profitinteressen der USA. Die ständigen Expansionshandlungen Israels gegen die Araber passen den USA-Monopolen ins Konzept. So bricht Israel in den Morgenstunden des 5. Mai 1967 das 1949 mit der arabischen Liga geschlossene Waffenstillstandsabkommen. Trotz heldenhaften Widerstandes müssen die syrischen Streitkräfte die Golanhöhen und das Gebiet um die Stadt Kuneitra dem Aggressor überlassen. Aber nach Damaskus kommt er nicht durch.

Die Folgen der räuberischen Politik sind für Israel zunehmende Isolierung, Vorwürfe in der UNO und die Verurteilung durch die nichtpaktgebundenen Staaten. In Israel spitzen sich die Widersprüche zu. Wieder suchen die Zionisten den Ausweg im Krieg. Erneut überfallen sie im Oktober 1973 auch Syrien, bombardieren Wohnviertel in Damaskus, Tartous, Homs und Lathakia. Doch diesmal verliert die israelische Luftwaffe allein über Syrien täglich bis zu 20 Kampfflugzeuge, haben die Gegenangriffe der syrischen Landstreitkräfte Erfolg. Allein in einem Gefecht gehen dem Aggressor 40 Panzer und 20 gepanzerte Fahrzeuge verloren. Der Kommandeur der israelischen Nordfront, Generalmajor Yitzak Hofi, stöhnt, „seit 1948 nicht mehr solchen Schwierigkeiten und kritischen Situationen gegenüber gestanden zu haben wie derzeit im Golangebiet".

Noch ist der entscheidende Sieg über den Aggressor nicht möglich. Doch die in den Jahren seit 1967 mit sowjetischer Kampftechnik erworbene Gefechtsstärke der syrischen Truppen setzt ein Achtungszeichen. Israel muß einem Truppenentflechtungsabkommen zustimmen. Ein Truppenkontingent der Vereinten Nationen (UNDOF) kontrolliert das Gebiet zwischen den Linien. Damit ist weder Frieden noch sind die Aggressionsbestrebungen Israels aufgehoben. Doch die UNDOF-Einheiten – sie erfüllen keine Kampfaufgaben und ihre Waffen dienen nur der Selbstverteidigung – tragen zur internationalen Sicherheit bei. Vorbehaltlos unterstützt Syrien die Tätigkeit der „Blauhelme".

Oberst Fuad führt mich auf eine Anhöhe. Dort steht das Golan-Hospital – besser das, was davon übriggeblieben ist. Da es bei den Kämpfen nicht beschädigt wurde, hat die israelische Soldateska das Hospital geplündert und systematisch zerstört; zuletzt war es Zielobjekt für artilleristische Schießübungen. Von seinem ebenfalls zerstörten Dachgarten aus bietet sich ein weiter Blick in das Golangebiet hinein. Eine Kinderschar, mehrere Frauen und ein älterer Herr lehnen sich über die Brüstungen. Mustafa Hasani kommt jeden Freitag, dem moslemischen „Sonntag", mit seiner Familie hierher. Sie können von hier aus ihr Dorf im besetzten Teil sehen, von wo die Israelis sie vertrieben haben.

★★★★★

Blumen und Gefechtsbereitschaft

Strapaziös ist die Rückfahrt nach Damaskus. „Der Atem der syrischen Wüste", bemerkt mein Begleiter. „Sie heizt sich im Laufe des Tages auf. Die erwärmte Luft will nach Norden zum Meer, stößt sich aber am Hermon- und Kassioum-Gebirge. Davor liegt Damaskus, und wir sitzen in einem Backofen." Genauso empfinde ich es auch.

In der Stadt flimmert die Luft. Von einer Oase, die Damaskus in der Tat ist, hatte ich bisher andere Vorstellungen. So verwundert mich die Ankündigung von Oberstleutnant Djubaili, wir würden eine Blumenschau besuchen. Da müßte doch alles vertrocknet sein, denke ich.

Wir betreten hinter den Hotels an der Beirutstraße einen tiefgelegenen Platz. Zwischen Wasserkanälen und Springbrunnen angenehme Frische. Über den Pavillons der Aussteller flattern die Fahnen fast aller Mittelmeerländer. Eigentlich sind es Minigärten mit eigener Bewässerung. Ich freue mich über die Farbenpracht der Blumen. Noch mehr staune ich, als mich Oberstleutnant Djubaili zu einem der größten Pavillons führt. Unter einem Zeltdach blüht ein arabischer Garten. Sogar der obligatorische Brunnen ist vorhanden. Bänke stehen um ihn herum. Vor einem Holzkohleofen hantiert ein Beduine. Nicht nur der Duft der Blumen, auch der von Kaffee betört mich nun. Es ist alles vorbereitet für eine Plauderstunde mit dem Hausherren dieses kleinen Paradieses.

Brigadegeneral Abou stellt sich mir als der Leiter der Produktionsabteilung der syrischen Armee vor. Der Beduine

reicht Porzellanschalen, geht die Runde der Gäste ab und schenkt jedem einen kleinen Schluck ein. Ich tue es den anderen gleich und nippe an dem aromatischen Kaffeesud. Was ich da auf der Zunge verspüre, ist schon mehr als bitter und doch aromatisch-lieblich. Kaum ist meine Schale leer, wird sie wieder gefüllt. Es würde so weitergehen, hätte ich nicht bemerkt, daß die anderen zum Zeichen des Dankes die Schalen kippen, und dann werden sie ihnen von dem jungen Mann abgenommen.

„Unser Pavillon ist eine repräsentative Schau der syrischen Armee", sagt Brigadegeneral Abou. Er bemerkt mein Erstaunen und erklärt: „Meine Abteilung versorgt die Armee mit Lebensmitteln, vor allem mit Getreide, Fleisch und Eiern. Dazu bearbeiten wir eigene Ländereien. Noch sind nicht alle Bewohner unseres Landes seßhaft. Und auch bei denen, die es geworden sind, fallen die Ernteerträge recht unterschiedlich aus. So sorgen wir selbst für die Versorgung der Armee. Wir setzen unsere Soldaten entsprechend ihren Hobbys zur Arbeit ein." Schnell klärt sich der Übersetzungsfehler auf: der Zivilberuf ist gemeint. Brigadegeneral Abou erklärt: „Die Soldaten erhalten in meinen Einheiten 45 Tage militärische Ausbildung. Den Rest der 30monatigen Wehrdienstzeit arbeiten sie dann auf den Plantagen und in anderen Einrichtungen. Was für die Armee aus unserer Produktion nicht gebraucht wird, verkaufen wir. Und die Blumen? Wir Araber lieben Blumen. Ohne sie ist Garten- und Landwirtschaft bei uns nicht denkbar."

Dann sagt der Brigadegeneral nicht ohne Stolz: „Jede der mir unterstellten Einheiten ist sofort in der Lage, den bewaffneten Kampf aufzunehmen. Produktionsergebnisse und Gefechtsbereitschaft haben bei uns den gleichen Stellenwert."

Ich erfahre noch, daß Mohammed Ali Allousch – der junge, uns nochmals die Schalen mit Kaffee reichende Beduine – einer der besten Maschinenpistolenschütze der Einheit ist. Ich frage nach seinem Beruf. „Beduine aus Hamah", ist die Antwort. Demnach ist sein Hobby Viehzucht? frage ich weiter. Zustimmend nickt Mohammed Ali und füllt noch eine Schale Kaffee.

★★★★★

Das psychologische Foto

Herr Mowafak, mein Dolmetscher, müht sich ein Wort zu finden. Dann hat er's: „Psychologisches Foto". „Was ist damit gemeint?" frage ich zurück.

Da haben aber schon die Chefredakteure die ARMEE-RUNDSCHAU aufgeschlagen und halten mir das Mini-Magazin entgegen. Major Hani Mukbel zeigt auf eine dort abgebildete, sparsam bekleidete Blondine. Sichtlich froh, daß er sich so erklären kann. Also DAS meine sie. Ganz so offenherzig wie unsere Blondine ist die dunkeläugige Schöne allerdings nicht, die er auf der vierten Umschlagseite seines Journals plaziert hat. Doch immerhin, vom Hörensagen über arabische Sitten hätte ich das nicht erwartet. Das Foto soll, wie der Major sagt, Lebensfreude vermitteln.

Der 52 Seiten umfassende ARABISCHE SOLDAT erscheint mit einer monatlichen Auflage von 200000 Exemplaren. Das spricht für seine Beliebtheit. „Wir machen ihn als militärpolitisch-kulturelle Zeitung", sagt Chefredakteur Major Mukbel. „Wir wenden uns mit ihm an die wehrpflichtigen Unteroffiziere und Soldaten, die nicht soviel Bildung haben. Deshalb bringen wir viele Fotos und Comics. Mit Bildgeschichten über unser schönes Vaterland wollen wir die patriotischen Motive der Soldaten stärken."

Ich habe den Eindruck, der Major möchte am liebsten eine Illustrierte aus seinem Journal machen. Es gibt nämlich noch eine weitere Zeitschrift für die syrische Armee. Ein Exemplar davon hat mir Oberstleutnant Turki Sumayan, Chefredakteur der VOLKSARMEE, in die Hand gedrückt. Die syrische VA erschien erstmals am 1. 8. 1946 unter dem Titel DER SOLDAT. Seit 1966 kommt sie zweimal im Monat als VOLKSARMEE zu ihren Lesern. Sie wendet sich, wie der Oberstleutnant sagt, an Unteroffiziere und Offiziere, aber auch an Angehörige der Polizei und des Zolls. „Wir berichten über die politisch-moralische Entwicklung der Armee. Das schließt in jeder Ausgabe eine scharfe Konterpropaganda gegen Imperialismus und Zionismus ein. Dann haben wir noch Rubriken für die Familien der Armeeangehörigen."

In jenem Exemplar, das ich in der Hand halte, sehe ich Mode- und Make-up Tips, aber auch Hinweise, wie sich Frauen und Kinder vor Massenvernichtungsmitteln schützen können. Oberstleutnant Sumayan erklärt weiter: „Die Familien der verheirateten Unteroffiziere und Offiziere wohnen häufig in den Frontstandorten. Die Männer bekommen jeden zweiten oder dritten Tag dienstfrei für die Familie. Trotzdem gibt es viele Probleme. Wo finden die Frauen Arbeit? Was sollen sie machen, wenn der Mann sie und die Kinder allein lassen muß? Wie können sie sich gegen die Waffeneinwirkung des Feindes schützen? Wir sind wieder beim Thema: Frau, Familie, Wehrdienst.

Heiraten ist in der syrischen Armee nicht so einfach möglich wie etwa in der NVA. Hat schon ein syrischer Zivilist der Familie seiner Auserwählten oder der für ihn Ausgesuchten ein Brautgeschenk zu machen – in der Regel im Werte von zwölf- bis dreizehntausend syrischen Pfund (etwas mehr als 5000 Mark) –, so benötigen Offiziere und Berufsunteroffiziere zusätzlich eine Heiratsgenehmigung. Offiziere bekommen sie heute ab dem 23., vor kurzem noch ab dem 28. Lebensjahr. Unteroffiziere können sie nach dem Besuch der ersten Unteroffiziersschule erhalten. Wehrpflichtige dürfen überhaupt nicht heira-



Weiterer ökonomischer Aufbau des Landes und Schutz des friedlichen Lebens gegen einen heimtückischen und unberechenbaren imperialistischen Aggressor – das sind die Hauptaufgaben des Programms der Arabischen Sozialistischen Baath-Partei. Sie kann bei der Verwirklichung dieser Ziele voll auf die Mitarbeit aller Bevölkerungsschichten Syriens bauen.

















ten, gleichgültig ob nun Soldat, Unteroffizier oder Offizier.

Meine Gesprächspartner blättern noch immer in der ARMEE-RUNDSCHAU. An den Claus-und-Claudia-Seiten bleiben sie hängen. Ob es hier um das Verhältnis von Soldaten und Frauen ginge? Ich erkläre, daß die ARMEE-RUNDSCHAU seit Jahren bemüht ist, Probleme der Partnerbeziehungen während des Wehrdienstes mit ihren jungen Leserinnen und Lesern freimütig zu diskutieren. Und daß wir dabei die Frauen und Mütter als Verbündete betrachten. Meine syrischen Journalistenkollegen sind verwundert, daß es den Claus und die Claudia in Wirklichkeit nicht gibt. Doch dann verstehen sie die journalistische Idee. Sie fragen und fragen. Ich habe den Eindruck, daß es in der VOLKSARMEE oder im ARABISCHEN SOLDATEN irgendwann einmal einen Mohammed und eine Fatma geben könnte, die unter arabischen Verhältnissen das Miteinander während des Wehrdienstes durchspielen.

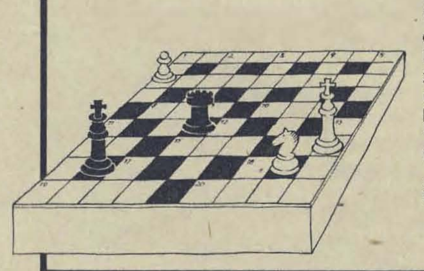
Von vielen Begegnungen in Syrien wäre noch zu berichten. Ich will mich auf eine am letzten Tag beschränken.

Wir fahren noch einmal die Damaszener Beirutstraße hinauf, halten vor dem zweithöchsten Gebäude der Stadt. Es ist der Sitz des Parteiverlages AL-BAATH, in dem neben den theoretischen Schriften der Arabischen Sozialistischen Baath-Partei auch die AL-BAATH, das Organ der Nationalleitung der ASBP, erscheint. Chefredakteur und zugleich Generaldirektor von Verlag und Druckerei ist Turki Sakar. Er ist ein hoher Funktionär der führenden und größten Partei Syriens – jener Partei, die 1947 gegründet wurde und sich dann mit der Arabischen Sozialistischen Partei vereinigt hat. Baath bedeut soviel wie Renaissance, also Wiedergeburt, und soll an die Zeiten erinnern, da die arabische Welt zu den fortgeschrittensten Gebieten der Erde zählte.

„Es ist unser Ziel", so Turki Sakar, „das okkupierte arabische Land zu befreien und die Entwicklung Syriens auf dem sozialistischen Weg zu vollziehen. Immer müssen wir dabei auf eine Aggression gefaßt sein. Deshalb haben wir auch unser Volk und vor allem seine Jugend auf den Kampf vorzubereiten. Die Aufgabe von AL-BAATH in diesem Zusammenhang sehe ich darin: In unseren Artikeln den jungen Leuten die Gefährlichkeit unserer Feinde bewußt zu machen, damit sie sich berufen fühlen, gegen die Aggressoren zu kämpfen. Die militärische Vorbereitung unserer Jugend und die Erfüllung unseres ökonomischen Planes dienen einem einzigen Ziel – dem Schutz und dem Fortschritt Syriens."

Kreuzworträtsel mit Preisfrage

Waagerecht: 1. Giftschlange, 4. chem. Element, 7. Brennmaterial, 10. Lernfreude, 13. germanischer Wurfspieß, 14. südostengl. Hafenstadt, 15. oriental. Männername, 16. Gestalt aus „Die Fledermaus", 17. deutsche Spielkarte, 19. westeurop. Fluß, 21. Name sowj. Orbitalstationen, 22. Auftrag, Rechnung, 23. engl. Bier, 25. Teil des Weinstocks, 26. Bilderrätsel, 29. Glokkenspiel in einem Klaviergehäuse, 32. Fehllos, 35. Ringelwurm, 36. Erdart, 37. ägyptische Göttin, 39. Auwaldstaude, 40. Stadt in Schweden, 42. Nebenfluß der Rhône, 45. Tanzschritt, 47. Gewebe, 49. Stadt an der Adige, 50. Bewohner von 140. senkrecht, 52. Ausgangsstoff für Farben und Heilmittel, 55. Nebenfluß des Rheins, 56. aromatisches Getränk, 57. Lockermaterial, 58. Oper von Puccini, 59. tschech. Philologe des vor. Jh., 60. ärmliches Bauernhaus, 62. griech. Göttin, 64. Untiefe, 66. Erfinder der Schiffsschraube, 67. Kurort an der Westküste Oberitaliens, 70. Operngestalt bei Richard Wagner, 71. Stufe, 74. Epoche kultureller Gipfelleistungen eines Volkes, 78. Schauspieler der DDR, 81. ausgeflockter Niederschlag, 83. Aussehen, Miene, 85. Stacheltier, 86. Offiziersdienstgrad, 87. Edelmetall, 88. Pfad, 89. Niederschlag, 91. bulg. Schwarzmeerort, 93. Zwischenstück, 97. einfachstes Alkan, 100. Steuer, Beitrag, 102. Form der Bezahlung, 106. Verseschmied, 108. Gestalt aus „Feuerwerk", 109. Zitatensammlung, 110. Nebenfluß der Donau, 111. Bewohner einer ASSR, 112. Stadt in der ČSSR, 113. See in der UdSSR, 115. Satz, Serie, 116. spanische Schriftstellerin, gest. 1950, 118. Geschütz, 121. Romangestalt bei Alex Wedding, 123. Erfrischung, 125. Eintritt, 128. Stadt in Belgien, 129. Ungezogenheit, 131. engl. Titel, 132. Stoffschaden, 134. griech. Göttin, 136. Voranschlag, 138. nordital. Stadt, 141. Himmelsrichtung, 143. Tonstufe, 146. einjähriges Fohlen, 147. abgelaichter Hering, 149. nordische Hirschart, 150. sagenhafter Keltenkönig, 152. Vollkerf, 153. Gebirge in Mittelasien, 155. Gewürzpflanze, 157. sowj. Weltraumhündin, 158. Teil der Wohnung, 159. Schriftstück, 160. Lotterieanteil, 161. Tanzschüler, 162. Lebenshauch, 163. Teilzahlungsbetrag, 164. Kurort im Harz.



Senkrecht: 1. Lärminstrument, 2. Unterkunft, 3. Triebkraft, 4. Backware, 5. Gedichtform, 6. Sittenlehre, 7. Fluß im Banat, 8. Wind am Gardasee, 9. Abschrägung einer scharfen Kante, 10. chem. Element, 11. europ. Münze, 12. Kurort im Bezirk Dresden, 18. deutscher Tonschöpfer, 20. Nebenfluß der Kura, 24. Weinernte, 27. landwirtschaftl. Gerät, 28. altrömischer Lanzenreiter, 30. Romangestalt bei Erich Kästner, 31. Lebewesen, 33. rumän. Stadt, 34. Name der Berliner Funkwagen, 36. sibirischer Strom, 38. Holz-, Metallteilchen, 41. Neubearbeitung eines älteren Films, 43. altpersischer Statthalter, 44. Türverschluß, 46. bedeutender Tenor, gest. 1954, 47. Schriftsteller, 48. Fahrgast, 49. Schiffszubehör, 51. ital. Fluß, 53. tropische Pflanzengattung, 54. törichtes Gerede, 61. algerischer Journalist und Kommunist, 63. sowj. Nachrichtenagentur, 65. Gipfel der Berner Alpen, 68. Speisefisch, 69. Schieferfelsen, 72. Bücherbrett, 73. Romangestalt bei Martin Andersen Nexö, 74. gerichtlicher Begriff, 75. europ. Gebirge, 76. lateinamer. Tanz, 77. äußerer Abschluß, 79. Vermächtnis, 80. marxistischer Literaturkritiker, NPT, gest. 1954, 82. Lebensgemeinschaft, 84. weibl. Vorname, 88. Gefährt, 90. dunkelbraune, natürliche Erdfarbe, 91. Lehre vom Schall, 92. größter See Mitteleuropas, 94. Welthilfssprache, 95. franz. Industriestadt, 96. Gebietsteil Indiens, 98. Nagetier, 99. die Senkrechte zur Tangente, 101. Bürge, Gewährsmann, 102. Bezirk der DDR, 103. norweg. Polarforscher, gest. 1930, 104. Bildelement, 105. Insel im Greifswalder Bodden, 107. Oper von Verdi, 114. Hufkrankheit, 117. Überbleibsel, 119. Kuchengewürz, 120. fruchtbarer Wüstenstrich, 122. ital. Tragödin, gest. 1924, 124. Fragepunkt, 126. Fischfett, 127. Schwimmvogel, 130. weibl. Rollenfach, 132. getrocknete Weinbeere, 133. fühlbare Erziehungsmaßnahme nach einer Missetat, 135. Nebenfluß der Drau, 137. Schweizer Volksheld, 139. Platz, 140. europ. Staat, 142. Gestalt der griech. Sage, 144. ein Stück Kautabak, 145. Asiat, 146. Hülsenfrucht, 148. sowj. PKW-Typ, 151. altes Längenmaß, 154. japan. Romancier, 156. Ausstellung in Erfurt.

Preisfrage: Die Buchstaben in den Feldern 101, 41, 129, 92, 93, 99, 46, 90, 43, 102, 100, 2, 97, 91, 143, 29, 86, 48, 54, 78, 103, 11, 52, 98, 12, 125 und 67 ergeben in dieser Reihenfolge die Dienststellung eines militärischen Spezialisten. Wie heißt sie? Postkarte genügt – Einsendeschluß: 5. 5. 1985. Wir belohnen Ihre Mühe mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 5/85. Unsere Anschrift: Redaktion „Armeerundschau", 1055 Berlin, PFN 46 130

Auflösung aus Nr. 3/85

Preisfrage: *Die richtige Antwort lautet: Haus der Nationalen Volksarmee Halle. Die Preise wurden den Gewinnern durch die Post zugestellt. Herzlichen Glückwunsch!*

Waagerecht: *1. Hangar, 5. Roman, 9. Stator, 13. Vektor, 15. Sieger, 17. Liesen, 18. Italien, 19. Tantal, 20. Renn, 22. Tier, 24. Agens, 27. Atze, 29. Teer, 31. Adele, 34. Drei, 36. Iran, 37. Amor, 39. Ecker, 40. Mund, 42. Elan, 43. Seil, 45. Egel, 48. Sieb, 50. Ath, 52. Konzeption, 54. Ultramarin, 56. Ios, 57. Ase, 59. Ton, 60. Lateran, 65. Debatte, 68. Nis, 69. Ode, 70. Steppke, 72. Tegel, 75. Lansere, 77. Gel, 78. Bek, 80. Stropp, 81. Muskat, 82. Rom, 84. Ner, 86. Seminar, 88. Miner, 90. Lederol, 91. Ade, 92. Bai, 93. Rennert, 96. Lanthan, 100. Hel, 102. Ito, 104. Air, 105. Erinnerung, 106. Regeldetri, 107. Ast, 109. Sosa, 112. Neer, 115. Raps, 117. Lere, 119. Pelz, 120. Omaha, 121. Nina, 122. Lias, 124. Isar, 126. Order, 129. Trab, 131. Anis, 132. Takel, 135. Erek, 137. Geer, 139. Elegie, 140. Aralsee, 143. Hormon, 144. Hellas, 145. Ehlers, 146. Szeged, 147. Delle, 148. Etalon.*

Senkrecht: *1. Halma, 2. Niere, 3. Avers, 4. René, 5. Rot, 6. Orade, 7. Asiat, 8. Nie, 9. Sète, 10. Trara, 11. Tatze, 12. Ralle, 14. Tinte, 16. Enter, 21. Narbe, 23. Irade, 25. Gral, 26. Neon, 28. Ziel, 30. Eire, 32. Daus, 33. Lade, 35. Skat, 38. Magnet, 41. Nitrat, 42. Enkel, 43. Sepia, 44. Iris, 46. Gatt, 47. Liane, 49. Binse, 50. Ana, 51. Hue, 53 Tonne, 55. Rodel, 58. Steg, 61. Antithese, 62. Explosion, 63. Oste, 64. Mole, 66. Assistent, 67. Tarragona, 71. Kappa, 73. Elemi, 74. Ebene, 76. Armee, 77. Ger, 79. Kur, 83. Omen, 85. Erbe, 87. Rater, 89. Niet, 90. Lilie, 93. Riems, 94. Neisse, 95. Rhein, 97. Arles, 98. Hutten, 99. Neige, 101. Lupe, 102. iga, 103. Ort, 104. agra, 108. Stab, 110. Oper, 111. Alge, 113. Elite, 114. Rosa, 115. Rain, 116. Phase, 117. Lima, 118. Rade, 123. Arkal, 125. Sigel, 126. Obers, 127. Diele, 128. Reihe, 130. Blase, 131. Amsel, 132. Trost, 133. Kamel, 134. Linon, 136. Reed, 138. Ehre, 141. Rad, 142. Ehe.*

Die Gewinner *unserer Preisaufgabe aus AR 12/84 waren: Gefr. Norbert Straube, 6232 Bad Salzungen, 25,– M; Uffz. Frank Krause, 2551 Rostock 20, 15,– M und Grete Teiwes, 4325 Gatersleben, 10,– M. Herzlichen Glückwunsch*

Autor: Peter Klein
Vignette: Joachim Hermann



Der schwarze Tag von Ypern

22. April 1915, ein Kriegstag.

Acht Kilometer nördlich der von ihren Einwohnern verlassenen Stadt Ypern in der belgischen Provinz West-Flandern verliefen die deutschen Stellungen. Im Osten reichten die mit Sturmtruppen vollgestopften Schützengräben bis auf zwei Kilometer an die Stadt heran. In den Drahthindernissen vor den Gräben hatte man Gassen für den Sturmangriff auf die französische Verteidigungsstellung geschaffen.

Am Nachmittag kam Wind aus nordnordöstlicher Richtung auf. Windgeschwindigkeiten um zwei Meter in der Sekunde meldete die Feldwetterwarte des Pionierregiments 35. Darauf hatte das Oberkommando der IV. deutschen Armee seit Wochen gewartet.

17.24 Uhr traf in den Divisionsstäben ein Befehl aus dem Hauptquartier des deutschen Generalstabes ein: Um 18.00 Uhr sind die auf der sechs Kilometer langen Front zwischen Steenstrate, Bixschoote und Langemarck bereits im März eingebauten mit flüssigem Chlor gefüllten Druckgasflachen abzublasen!

Drei rote Leuchtkugeln, aus einem in allen Abschnitten sichtbaren Fesselballon abgeschossen, waren das Signal zum Öffnen der 1600 Gasflaschen mit je 40 Kilogramm und 4130 Flaschen mit je 20 Kilogramm Chlor. Innerhalb von 6 bis 8 Minuten wurden über 140 Tonnen davon abgeblasen.

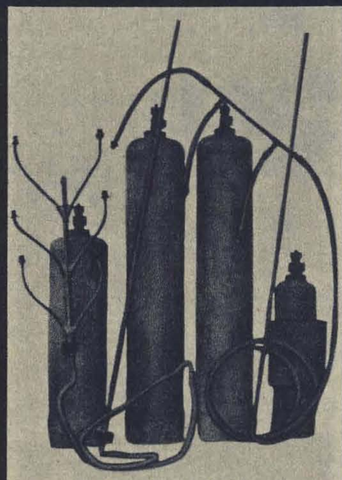
Als das letzte Gas ausströmte, waren die ersten Chlorgasschwaden schon fast 1000 Meter abgedriftet. Die schwere, weißgelbe und undurchsichtige Wolke, anfangs mannshoch, wuchs auf 5 bis 10 Meter an und trieb mit der Geschwindigkeit eines trabenden Pferdes über die französischen Stellungen. Die von der Wolke erfaßten Menschen, über keinerlei Atemschutzmittel verfügend, rissen die Arme hoch, wälzten sich erstickend am Boden. Wer noch die Kraft fand, sich zu erheben, versuchte, dem tödlichen Gas zu entfliehen.

Ein englischer Geistlicher schilderte: „Dann taumelten die fran-

Deutsche Gaswerfer im ersten Weltkrieg …



… und ihre Opfer: britische Soldaten 1918



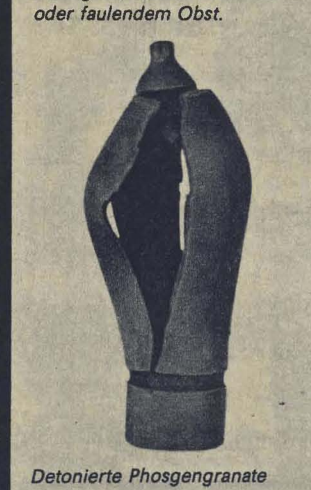
Französische Gasabblasflaschen für Chlor (große Flaschen) und Phosgen mit den dazugehörigen Abblasvorrichtungen

AR-LEXIKON

Ypern
Deutsche Bezeichnung für die belgische Stadt Ieper

Chlor
Cl_2, gelbgrünes, stechend riechendes Gas, etwa 2,5mal schwerer als Luft, Nebenprodukt der Chloralkalielektrolyse. Heute ein wichtiges Ausgangsprodukt der chemischen Industrie, vor dem ersten Weltkrieg überwiegend Abfallprodukt.

Phosgen
$COCl_2$, Kohlensäuredichlorid, farbloses Gas, etwa 3,5mal schwerer als Luft, kondensiert bei 8°C zu einer farblosen Flüssigkeit. Riecht nach Heu oder faulendem Obst.



Detonierte Phosgengranate

zösischen Soldaten in unsere Mitte. Sie waren blind, sie husteten, sie keuchten, ihre Gesichter tiefrot, vor Angst waren sie sprachlos, und hinter ihnen, in den gasgefüllten Gräben, stellten wir fest, hatten sie Hunderte von toten und sterbenden Kameraden zurückgelassen. Das Unmögliche war nur zu wahr. Es war die greulichste und nichtswürdigste Sache, die ich jemals gesehen habe." Im Bericht des britischen Feldmarschalls Sir French hieß es: „Die Wirkung des Gases beraubte die gesamte französische Division ihrer Kampfkraft."

15 000 vorwiegend französische Soldaten wurden an diesem Tag in wenigen Minuten geschädigt, davon starben 5 000. Die Überlebenden nannten diesen Tag den „schwarzen Tag von Ypern".

Für den deutschen Generalstab, für die Chemie-Großindustriellen mit Duisberg an der Spitze und für den wissenschaftlichen Initiator, den späteren Nobelpreisträger und IG Farben-Chemiker Fritz Haber, war das der Auftakt zur profitträchtigen Kriegführung mit chemischen Kampfstoffen. Der deutsche Imperialismus besaß die erste Massenvernichtungswaffe!

Nachfolgend nahmen alle kriegführenden imperialistischen Staaten, die über eine chemische Industrie verfügten, die neuartige Waffe in die Ausrüstung ihrer Armeen auf. Für die Blasangriffe wurde das Chlor sehr bald mit Phosgen gemischt. Bis Juli 1918 fanden noch über 50 größere solcher Angriffe statt. Angewendet wurden dabei über 5 000 Tonnen Kampfstoff aus etwa 210 000 Druckgasflaschen.

Am 21. und 22. Februar 1916 verschossen die Franzosen erstmals die Spezialgranate Nr. 5, eine 75-mm-Granate für Feldgeschütze. Sie befand sich seit Ende 1915 im Bestand der französischen Armee. Ihr Einsatz wurde aber wegen völkerrechtlicher Bedenken immer wieder hinausgeschoben. Sie enthielt Phosgen. Das war von allen im ersten Weltkrieg eingesetzten Gasen das giftigste. 80 Prozent aller durch chemische Kampfstoffe getöteter Soldaten kamen durch Phosgen um.

Nur kleine Ladungen sprengten die Phosgengranaten nach dem Aufschlag, um den Kampfstoff verdunsten zu lassen. Gegenüber einem Brisanzgeschoß verursachte das nur einen dumpfen Knall. Daher nahmen die deutschen Soldaten an, es wären Blindgänger und machten sich über die Franzosen lustig. Es war nachts und das entweichende Gas wurde nicht wahrgenommen, zu sofortigen Vergiftungswirkungen kam es auch nicht. Dann jedoch trat bei den Vergifteten Kurzatmigkeit auf. Kleinste Anstrengungen führten zu Atemnot und die Gesichter liefen blau an. Ohne starke Atemnot war keine Bewegung mehr möglich. Der „Lufthunger" zwang nach wenigen Schritten zum Stehenbleiben. In diesem Zustand fanden die ersten Vergifteten in den Sanitätspunkten Aufnahme. Doch für die meisten kam jegliche Hilfe zu spät.

1,3 Millionen Menschen wurden im ersten Weltkrieg durch chemische Kampfstoffe geschädigt. Aber keiner der kriegführenden imperialistischen Staaten hatte gegen die Anwendung chemischer Waffen Einspruch erhoben oder gar auf sie verzichtet. Obwohl ihre Verwendung ein eklatanter Verstoß gegen die Haager Landkriegsordnung von 1899 war, welche die Anwendung von erstickenden oder giftigen Gasen verbot.

Der USA-Vertreter hatte damals seine Zustimmung mit der heuchlerischen Bemerkung verweigert: „Ich bin Vertreter eines Volkes, das von dem lebhaften Wunsche beseelt ist, den Krieg human zu gestalten, das sich aber gezwungen sehen kann, Krieg zu führen. Deshalb handelt es sich darum, sich nicht durch zu hastig gefaßte Beschlüsse der Mittel zu berauben, derer man sich mit Erfolg bedienen kann." Im Krieg, versteht sich!

Als nach dem ersten Weltkrieg die Weltöffentlichkeit nach einem konkreten Verbot der chemischen Waffen verlangte und dieses am 17. Juni 1925 im Genfer

1968 – Vietnam: USA-Flugzeuge sprühen Giftstoffe …

… und vernichten auf tausenden Hektar alles Leben



In der NATO-Planung: chemischer Krieg

Protokoll zum chemischen und bakteriologischen Krieg ausgesprochen wurde, ratifizierten es die USA wiederum nicht! Selbst diejenigen, die über das Sterben durch Gifte Bescheid wußten, die Chemiker der USA, vertraten auf ihrem Jahreskongreß 1925 die widersinnige Auffassung, daß die Durchführung eines Verbotes gleichbedeutend damit wäre, daß man eine „humane Kriegführung zugunsten früherer barbarischer Kampfmethoden" aufgebe. Erst 1975 ratifizierten die USA mit fünfzigjähriger Verspätung das Genfer Protokoll, nach ihrem verlorenen Aggressionskrieg gegen Vietnam, den sie ohne Skrupel mit chemischen Kampfstoffen geführt hatten.

Allerdings ist damit die Gefahr, die von diesen Waffen ausgeht, längst nicht beseitigt. Denn nach siebzig Jahren „schwarzer Tag von Ypern" unternimmt die Reagan-Administration alles, um einen solchen neu vorzubereiten. Damals waren es einfache Giftgase, heute sind es hochgiftige chemische Kampfstoffe, Neutronenbomben, Kernraketen.

Das Air-Land-Battle(Luft-Land-Schlacht)-Konzept des Pentagon, das innerhalb der NATO umgesetzt wird, sieht vor, von Westeuropa aus „chemische Waffen zu einem frühen Zeitpunkt gegen das Territorium des Feindes einzusetzen". So ist der Einsatz von Massenvernichtungswaffen mit dem Beginn eines Krieges in Europa uneingeschränkt beabsichtigt. Deshalb wollen die USA in der BRD weitere C-Waffenlager einrichten.

Allein in einem einzigen Munitionsdepot in der BRD haben die Vereinigten Staaten von Amerika mehrere hundert Tonnen chemischer Kampfstoffe gelagert! Dieses Depot liegt in Fischbach, etwa 100 Kilometer südwestlich von Frankfurt am Main. Außerdem unterhält die US-Army auf BRD-Territorium noch weitere C-Waffen-Depots. Solche befinden sich bei Massweiler, bei Hanau, bei Hailer und Bernbach, bei Mannheim und in Schleswig-Holstein. Mit ausdrücklicher Billigung der Bonner Regierung! Das Pentagon hat auch die Zustimmung zur Errichtung anderer Lager für chemische Waffen in Großbritannien, Italien und der Türkei von diesen Regierungen erwirkt.

Demgegenüber setzt sich die UdSSR entschlossen und konsequent für ein umfassendes Verbot aller chemischer Waffen und ihre restlose Vernichtung ein. Dafür haben die UdSSR, die DDR und alle sozialistischen Staaten zahlreiche Vorschläge unterbreitet. Ein Krieg mit Massenvernichtungswaffen muß verhindert werden!

Ein bedeutsamer Schritt dazu ist eine von der DDR auf der 37. UN-Vollversammlung eingebrachte Resolution, die auf die von der Produktion und Stationierung chemischer Waffen ausgehenden Gefahren verweist. Erstmals wurde darin die Bildung von Zonen, die frei von chemischen Waffen sind, vorgeschlagen. Den Abschluß einer Vereinbarung über die schrittweise Befreiung unseres Kontinents von chemischen Waffen schlugen Anfang 1984 die Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages den Mitgliedsländern der NATO vor. Entsprechende Maßnahmen könnten sein: Erklärung über die Nichtstationierung von C-Waffen in Gebieten, wo es gegenwärtig keine gibt; das Einfrieren dieser Waffen; den Abzug bzw. die Vernichtung vorhandener Bestände; der Verzicht auf ihre Produktion und ihren Erwerb.

Die Sowjetunion und die anderen sozialistischen Länder haben auch mit diesen Vorschlägen aufs neue bewiesen, daß sie die energischsten Verfechter einer weltweiten Ächtung aller chemischen Waffen sind, damit sich der „schwarze Tag von Ypern" niemals wiederholt.

Text: Oberstleutnant
Dr. Siegfried Franke
Bild: Archiv

Fortsetzung von Seite 43



keit, sich voll auf eine Aufgabe konzentrieren zu können, seine Sorgfalt bei Vor- und Nachbereitung von Training und Wettkampf, die einmalige Art des Trusetalers, sich auf einen Wettkampf einzustellen. Bist eben nicht Frank Ullrich, dafür – wie jeder Mensch – einmalig auf deine Weise. Mußt nur das Beste daraus machen – ja, das ist's, was du wie jeder vom bisher erfolgreichsten DDR-Biathleten, von einem der Weltbesten lernen mußt und kannst. Halt' es fest! Klar, zuweilen ist man sauer und fragt sich: wozu diese tagtägliche Plackerei, dieses Sich-selbst-überwinden fürs Laufen bis zur Leistungsgrenze. Doch eine echte Frage ist das für dich noch nie gewesen, stimmt's? Weil du – Jacob – nicht der wahre Jacob wärst, wenn du nicht alles geben würdest, was du drauf hast. Kannst dir ja gar nicht vorstellen, durchs Leben und durch die Loipe zu bummeln; hattest schließlich zu viele Vorbilder, die solches auch nie vermochten. Bist so wie sie erzogen worden und – darfst stolz darauf sein. Überhaupt kannst du mehr als das, was heute gewesen ist. Beweis' es dir, deinen Genossen; leg' Ehre ein für die Tambacher, für deinen Sportklub, für deine Heimat ...

An der Oberhofer Sportschule schnallt Matthias Jacob seine Bretter ab. Mit sich und der Welt wieder ins reine gekommen, wird er jetzt erst mal einen guten Kaffee trinken.

✡

Am 19. Januar startet Leutnant Jacob im Biathlonsprint über 10 Kilometer. Schießt viermal daneben, muß deshalb ebenso oft in den Strafgarten. Erreicht aber nach Roetsch die beste Laufzeit und wird insgesamt Dritter. Einen Tag später gehört er – mit vorzüglicher Zeit und fehlerlosem Schießen – zu der am Ende siegreichen DDR-Staffel über 4×7,5 Kilometer.

Text: Roland Sänger
Bild: Manfred Uhlenhut (6), Gerhard König (1)

✡✡✡

Leutnant Matthias Jacob
Geboren am 2. April 1960 in Tambach-Dietharz. Sportstudent. 1,79 m groß; 70 kg schwer. Trainer: Wolfgang Filbrich. Erster Übungsleiter: Ottokar Weihs. Bisher größte sportliche Erfolge: Olympiadritter 1984 (10 km), Staffel-Weltmeister 1981 und 1982, WM-Vierter 1982 (20 km), Staffel-Vizeweltmeister 1985

Autogrammadresse
Armeesportklub Vorwärts Oberhof
6655 Oberhof
Postfach 69909

Nach Redaktionsschluß erfuhren wir: Matthias Jacob ist seit 1. März Oberleutnant. Wir gratulieren!

Wo Fernsehen harte Arbeit



Die Reise hat es in sich. Major Bentscho Bentschew, Redakteur der „Armejska mladesch", der Armee-Jugendzeitschrift, will mir viel von der Bulgarischen Volksarmee zeigen, mich mit möglichst vielen Genossen bekannt machen.
Nun also Warna. Viel zu wenig Zeit für die schöne Hafenstadt. „Weiter! Weiter!" drängt mein Begleiter, „das Schiff 33 wartet!"
Gastfreundlich empfängt uns Oberleutnant Plamen Manuschew, der Kommandant des Minensuch- und -räumschiffes. Dann zeigt Mitschmann (Stabsobermeister) Nikolai Kolew, was er in der Kombüse gezaubert hat. Es gibt Tulumbitschki und Banitza, ein Fettgebäck das eine, große Blätterteigpasteten das andere. Beides sind bulgarische Nationalgerichte. Das, was der Koch uns da vorsetzt, wirft alle meine guten Vorsätze hinsichtlich Gewichtsreduzierung über den Haufen. Über die bulgarischsten Zutaten streiten sich der Koch, sein Kommandeur und auch mein Begleiter. Jeder kennt eine noch viel bessere Rezeptur. Fast schein es, als würden sie sich in die Haare geraten. Mein Betreuer schlägt vor, alle Rezepte auf der Stelle auszuprobieren. Da löst sich der Disput in Lachen auf.
Nach meinen Größenvorstellungen ist die 33 eher ein Boot. Der Kommandeur besteht jedoch darauf, er würde ein hochseetüchtiges Schiff führen und kein Boot. Und außerdem, so erklärt er mit Stolz, wäre das der neueste Schiffstyp in der Flotte. Seit drei Jahren verteidige die 33 den Bestentitel. Ob das wohl ein Boot fertigbrächte? Nein! Ich spreche also nur noch vom Schiff, selbst wenn maritime Kenner mich vielleicht zehnmal belehren sollten.
Der Oberleutnant erläutert uns die technische Ausstattung des Schiffes und die Aufgaben der Besatzung. Auf dem Vorschiff fällt mir ein schnurrbärtiger junger Mann auf, der am

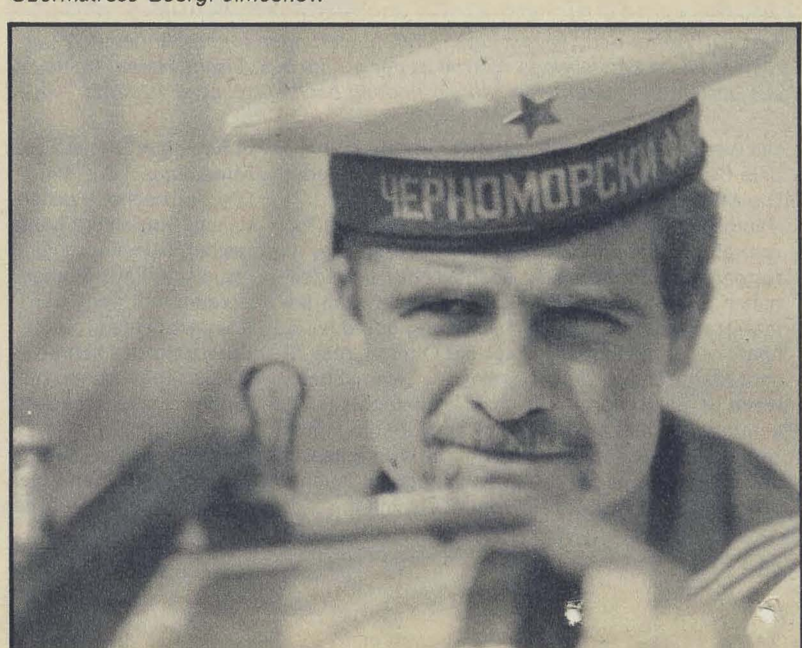


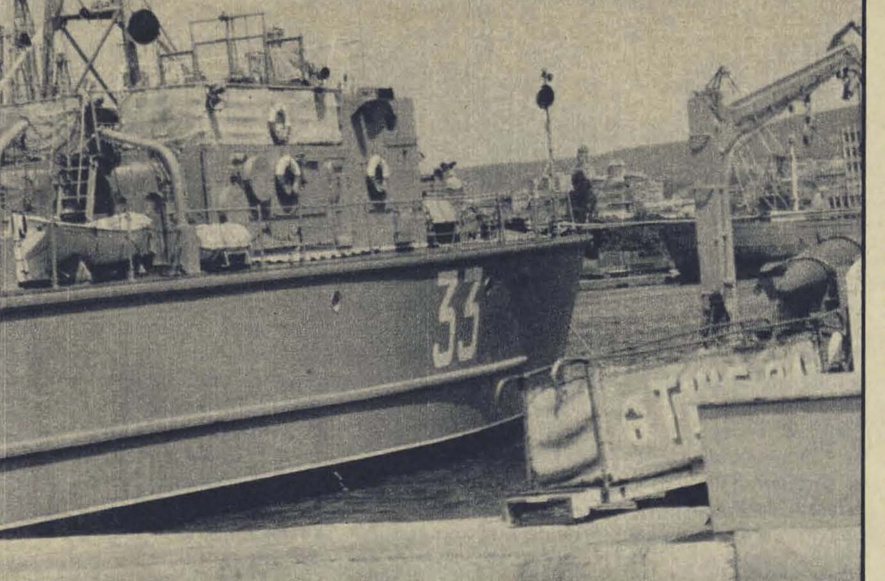
Fla-MG arbeitet. Mit kritischem Blick überprüft er seine Arbeit. Wir kommen ins Gespräch. Nein, eigentlich sei er kein Waffenmechaniker, sondern Navigator, meint Obermatrose Georgi Simeonow. Aber zusätzliche Aufgaben würden ihm nicht schwerfallen. Überhaupt müsse an Bord einer dem anderen helfen können. „Ich habe ein paar Voraussetzungen aus dem Zivilleben mitgebracht", erklärt der Einundzwanzigjährige. Ehrlich, ich habe ihn älter eingeschätzt; nicht nur wegen des Bärtchens über der Oberlippe. Georgi hat den Beruf eines Schiffstechnikers erlernt, und kurz bevor er zur Schwarzmeerflotte kam, legte er in Ruse an der Donau, wo er zu Hause ist, die Prüfung als Schiffsführer ab.

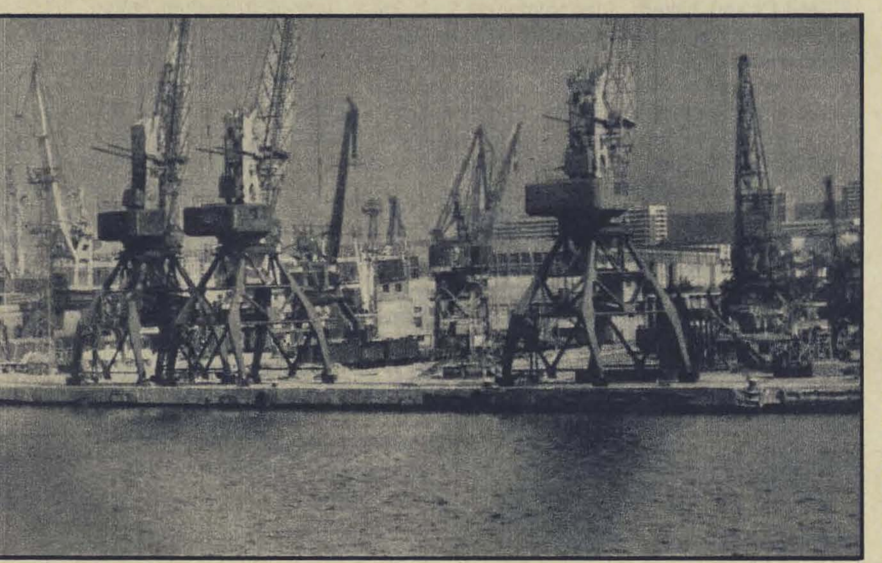
Im Navigationsraum ist es angenehm kühl. Ich erfahre, daß Kühlaggregate im Sommer in allen Schiffsräumen eine Temperatur von konstant 18 Grad Celsius halten. Auf Meereskarten sind Zwangswege eingezeichnet, Routen, die alle Schiffe einhalten müssen. Warum diese Einschränkungen für den Verkehr auf dem weitgestreckten Schwarzen Meer? Ich erinnere mich an den Vormittagsbesuch im Warnaer Marine-Museum. Dort habe ich einiges über die Geschichte des Schwarzen Meeres erfahren. Pontos axeinos – ungastliches Meer. So nannten griechische Händler anfangs das große Gewässer am Rande Europas. Schwere Herbst-, Winter- und Frühjahrsstürme verleideten ihnen dort jegliche Schiffahrt. Als sich ungeachtet dessen der Handel stürmisch entwickelte, änderten die fremden Kolonisten ihre Ansichten. Trafen sich doch an der Küste Angehörige verschiedenster Völker Europas und Asiens. Fremde Kulturen konnte man kennenlernen und, was noch wichtiger war, mannigfaltige Produkte tauschen. Für die geschickten Griechen allemal ein lohnendes Geschäft. Pontos euxeinos – gastliches Meer – hieß das Meer fortan bei ihnen.

Und ein gastliches Meer soll es nach dem Willen der sozialistischen Anliegerstaaten auch heute bleiben. Ein friedliches Meer – offen für Handel, Kulturaustausch und Touristik, für Fischfang und Forschung. Das ist wohl auch der Wunsch der arbeitenden Menschen im vierten Land am Schwarzen Meer, in der Türkei. Doch die blutbesudelte Militärdiktatur hat sich völlig den USA ausgeliefert und wird von diesen ausgehalten. Aufstellung amerikanischer Erstschlagsraketen, fieberhafte Aufrüstung und militärische Abenteuer zeigen die Gefährlichkeit imperialistischer Droh- und Erpressungspolitik. Die sowjetischen, rumänischen und bulgarischen Matrosen erfüllen ihre militärischen Aufgaben auf See keineswegs als Touristenattraktion. Noch etwas kommt hinzu. Die Stürme, die dem Meer seinen heutigen Namen gaben, rufen zusätzliche Gefahren hervor: Immer wieder bringen sie Minen, die aus der Zeit des zweiten Weltkrieges stammen, an die Wasseroberfläche. Heimtückische Überbleibsel imperialistischer Kriegspolitik – jetzt noch, nach mehr als vierzig Jahren. Gefahren, die entdeckt und besei-

Obermatrose Georgi Simeonow







Fast ein Viertel der gegenseitigen Warenlieferungen innerhalb des RGW erfolgt auf dem Wasserwege. Warna ist der größte bulgarische Hafen. Von hier aus besteht eine Eisenbahn-Fährverbindung nach Iljitschowsk (UdSSR).

tigt werden müssen. Deshalb die Zwangswege. Die Minensuch- und -räumschiffe kontrollieren, ob alle Schiffe die festgelegten Zonen einhalten. „Wir tun das im Interesse jedes einzelnen", bekennt Oberleutnant Manuschew. „Auch wenn es schon vorgekommen ist, daß ein besonders eiliger Kapitän uns mit der Faust gedroht hat. Zeit ist Geld – und dafür geht mancher westliche Kapitän jedes Risiko ein."

Von einer anderen Aufgabe der Besatzung, die ebenfalls gegen bedenkenlose Sucht nach Bereicherung gerichtet ist, spricht Obermatrose Simeonow. „Einmal haben wir Banditen gejagt." Georgi erzählt vom Einsatz gegen türkische Rauschgiftschmuggler. Auch davon, daß solch ein Schmugglerboot auf eine Mine aufgelaufen sei. Die Verbrecher wurden damals von einem bulgarischen Minensuch- und -räumschiff aus Seenot gerettet. Ich frage den Kommandanten, ob die Besatzung des Schiffes 33 schon Minen gefunden und unschädlich gemacht habe.

Ja, einige schon, aber sehr wenige. Wenn man jedoch bedenkt, welchen Schaden das Teufelszeug anrichten kann, darf man in der Wachsamkeit nicht nachlassen, auch wenn lange Zeit nichts gefunden wurde. Nach jedem Sturm muß die Straße gewissenhaft abgesucht werden."

Georgis erste Begegnung mit einer Seemine fand während des Manövers „Schild 82" statt. „Wir hatten die Aufgabe, eine Minenattrappe zu bergen. Erst mußten wir sie vom Schiff aus orten. Das war ziemlich einfach. Zusammen mit einem Spezialisten bin ich dann im Boot an die Mine herangefahren. Nachdem der Spezialist alles überprüft, die Mine nach allen Regeln unschädlich gemacht hatte, haben wir sie mit bloßen Händen aus dem Wasser geholt, sie wog nur ungefähr fünf Kilogramm, und dann im Boot zum Schiff transportiert. Obwohl ich wußte, daß das runde Ding, das ich an den Hörnern gefaßt hielt, nur eine Imitation war, haben mir die Hände gezittert; und ich habe, solange es ging, die Luft angehalten." Das war die bisher einzige Begegnung des Obermatrosen mit einer Mine geblieben. „Im realen Fall", so der Kommandant, „wären wir mit dem Schiff herangefahren und hätten das Hebegerät eingesetzt. Das ist für die Besatzung nicht so gefährlich."

In der Ortungskabine komme ich mir vor wie in einem mit Elektronik vollgestopften Studio. Vor jedem Arbeitsplatz ein großer Fernsehschirm. Daneben ein Minifernsehgerät, etwa zehn Zentimeter groß. Auf diesem kleinen Gerät

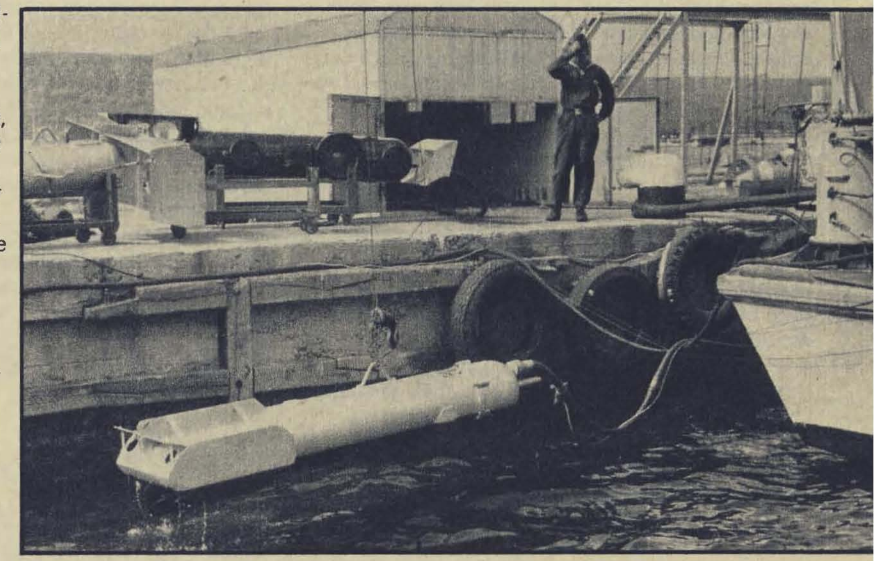
kann der Beobachter, ist er sich nicht schlüssig, das gespeicherte Bild zurückrufen. Drei Arbeitsplätze sind nebeneinander eingerichtet, dahinter ein einzelner Platz für den Leitenden der Ortung. Er kann wahlweise ein Bild einschalten, er kann auch alle drei gespeicherten Aufnahmen abrufen – er verfügt über drei Minigeräte. „Über die Elektronik werden auch hydroakustische und elektromagnetische Wellen in deutlich erkennbare Fernsehbilder umgesetzt. Das wichtigste Mittel für uns sind jedoch unsere Fernsehkameras." Während der Kommandant noch redet, hat er die Ortungsanlage auf Betrieb geschaltet. Etwa fünfzig Meter unter uns nehmen nun die Kameras ihre Bilder auf. Sie arbeiten mit extremer Lichtverstärkung. Sogar im Bereich des sogenannten unsichtbaren Lichtes liefern die Kameras noch erkennbare Fernsehbilder. Vor mir auf dem Bildschirm ist nur eine leichte Eintrübung zu erkennen. Natürlich ist mir klar, daß ich hier im Hafen keine Mine entdecken werde; aber irgendetwas würde ich doch gern auf meinem Bild sehen. So beginne ich, die Kamera mit Hilfe eines Schalters zu drehen. Als ich dann wirklich Aufregendes, Torpedoähnliches auf dem Schirm sehe, freut sich nur Georgi Simeonow. Ich habe – seine Kamera gefunden. Für die Besatzungsmitglieder der 33 ist das alles wohl ziemlich langweilig, schon zu oft dagewesen. Ich aber sehe zum erstenmal so direkt unter die Meeresoberfläche.

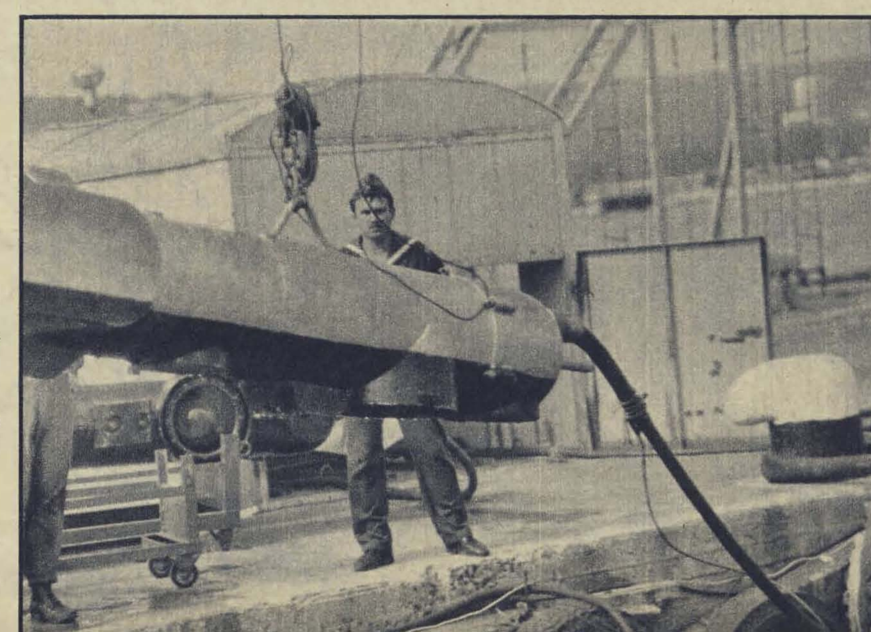
Georgi scheint mich zu verstehen. „Wenn wir draußen im Einsatz sind, kann das Fernsehen harte Arbeit werden. Wehe, wenn du da eine Kleinigkeit nicht bemerkst. Schon auf einen Schatten im Wasser mußt du achtgeben, er kann Gefahr signalisieren. Ständig müssen wir uns weiterbilden, damit wir in der Lage sind, alle Minen eines Aggressors, auch die heimtückischsten, zu entdecken und unschädlich zu machen."

Ich glaube, auf die jungen Männer, wie zum Beispiel Georgi Simeonow, kann man sich verlassen. Sie pflügen ihr Meer regelrecht um auf der Suche nach den gefährlichen Waffen. Sie schützen und gewährleisten den internationalen Seeverkehr. Es gibt eine geregelte Arbeitsteilung zwischen den sowjetischen, rumänischen und bulgarischen Minensuchern. Ein gastliches Schwarzes Meer, das ist das Ziel ihrer gemeinsamen Arbeit. Frei soll es sein von Gefahr. Offenstehen soll es dem friedlichen Handel. Und das wiederum gereicht uns allen zum Nutzen.

Text:
Major Volker Schubert
Bild: Autor (5),
Manfred Uhlenhut (1)

Zu Wartungsarbeiten werden die Unterwasserkameras ans „Tageslicht" geholt



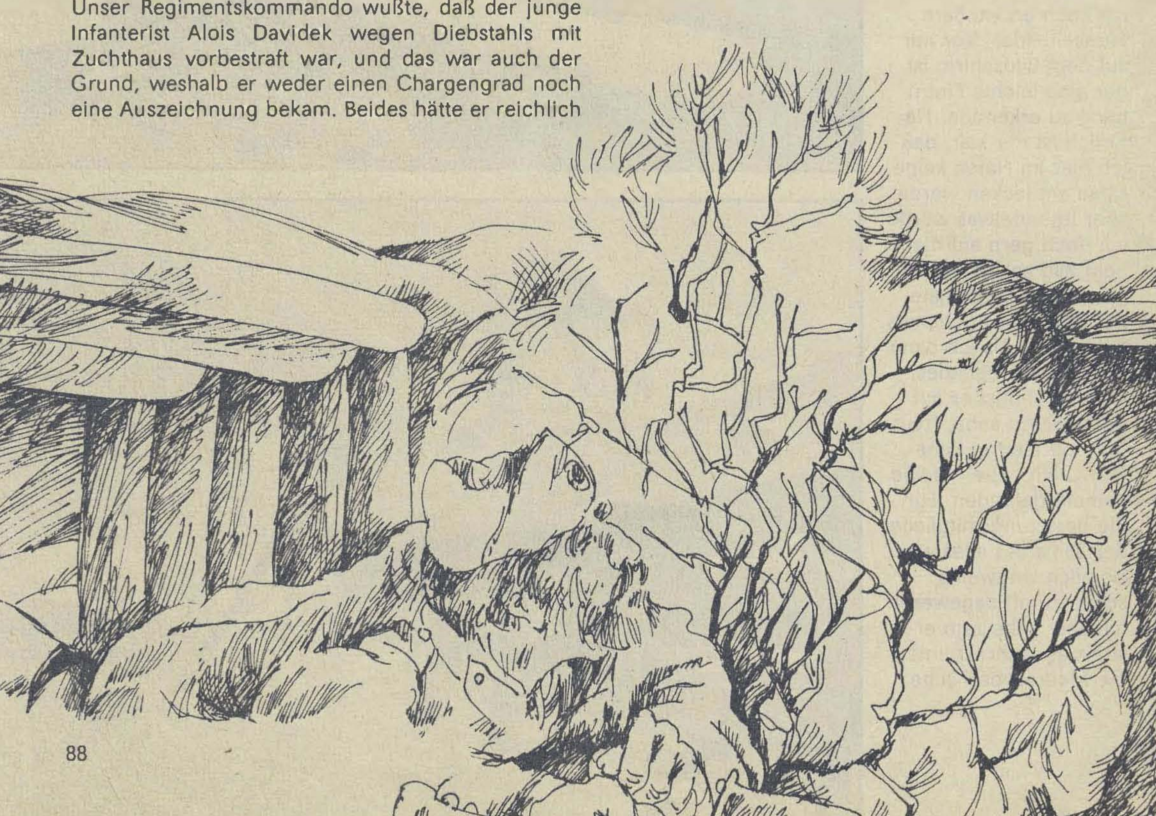


Kriminalfall wie keiner

Egon Erwin Kisch

Auch wenn in dem Kriminalfall, von dem ich nun zu berichten habe, der Täter verhaftet worden wäre, hätte man ihn nicht gerichtlich bestrafen können. Denn in keinem Strafgesetz findet sich ein Paragraph, nach welchem er zu verurteilen wäre, obschon er geraubt und wissentlich den Tod eines Menschen herbeigeführt hat. Gewiß, es scheint unglaubwürdig. Indes, gerade die Nichtstrafbarkeit stempelt diesen Kriminalfall zu einem so merkwürdigen.
Vielleicht ist es auch kein Kriminalfall im engeren Sinne des Wortes, weil er ja, wie gesagt, niemanden ins Kriminal geführt hat und auch nicht führen konnte. Höchstens deshalb kann man von einem Kriminalfall sprechen, weil der Held ein Krimineller war und seine Tat der Denkweise des Verbrechens entsprang.

Unser Regimentskommando wußte, daß der junge Infanterist Alois Davidek wegen Diebstahls mit Zuchthaus vorbestraft war, und das war auch der Grund, weshalb er weder einen Chargengrad noch eine Auszeichnung bekam. Beides hätte er reichlich verdient, und zwar von dem Tage an, an dem wir eine neue Waffe zu handhaben hatten.
Diese neue Waffe war die Handgranate. Von ihrer Existenz wußten wir nichts, bis sie in ein paar hundert Exemplaren in unserem Schützengraben anlangte mitsamt einem Instrukteur, der seine Instruktionen im Eilzugtempo abhaspelte, um so schnell wie möglich aus dieser unbehaglichen Gegend zu verschwinden.
Wir hielten die neue Waffe für modernistischen Unsinn. Zwischen uns und dem Feind, den Serben, lagen fünfundsechzig Meter flaches Feld. Abgebrochene Kukuruzstauden. Granattrichter neben Granattrichter, und dazwischen Hügel, aufgeworfen vom Einschuß. Soldatenleichen, die nicht geborgen werden konnten. Spanische Reiter, die man hüben und drüben vor die Gräben geschoben hatte, um dem Feind ein Herankommen zu erschweren. Auf diesem Terrain hätte bei Tag jede Figur augenblicklich gesehen werden müssen. Und bei Nacht knatterte das Angstschießen; es bestrich den Raum so dicht, daß einer, der sich im Dunkeln über den Wall des Schützengrabens hinausgewagt hätte, zum Sieb durchlöchert worden wäre, auch ohne ein sichtbares Ziel zu sein. Auf eine Entfernung von fünfundsechzig Meter konnte niemand die Granate schleudern, und sich näher heranzuschleichen schien unmöglich.
Wir begnügten uns damit, sie in die Richtung des Feindes zu werfen, ins Niemandsland. Unseren Vorgesetzten war das recht, denn so konnten sie Meldungen über die eifrige Verwendung der neuen Waffe erstatten.
Nur dem Alois Davidek mißfiel die Vergeudung von



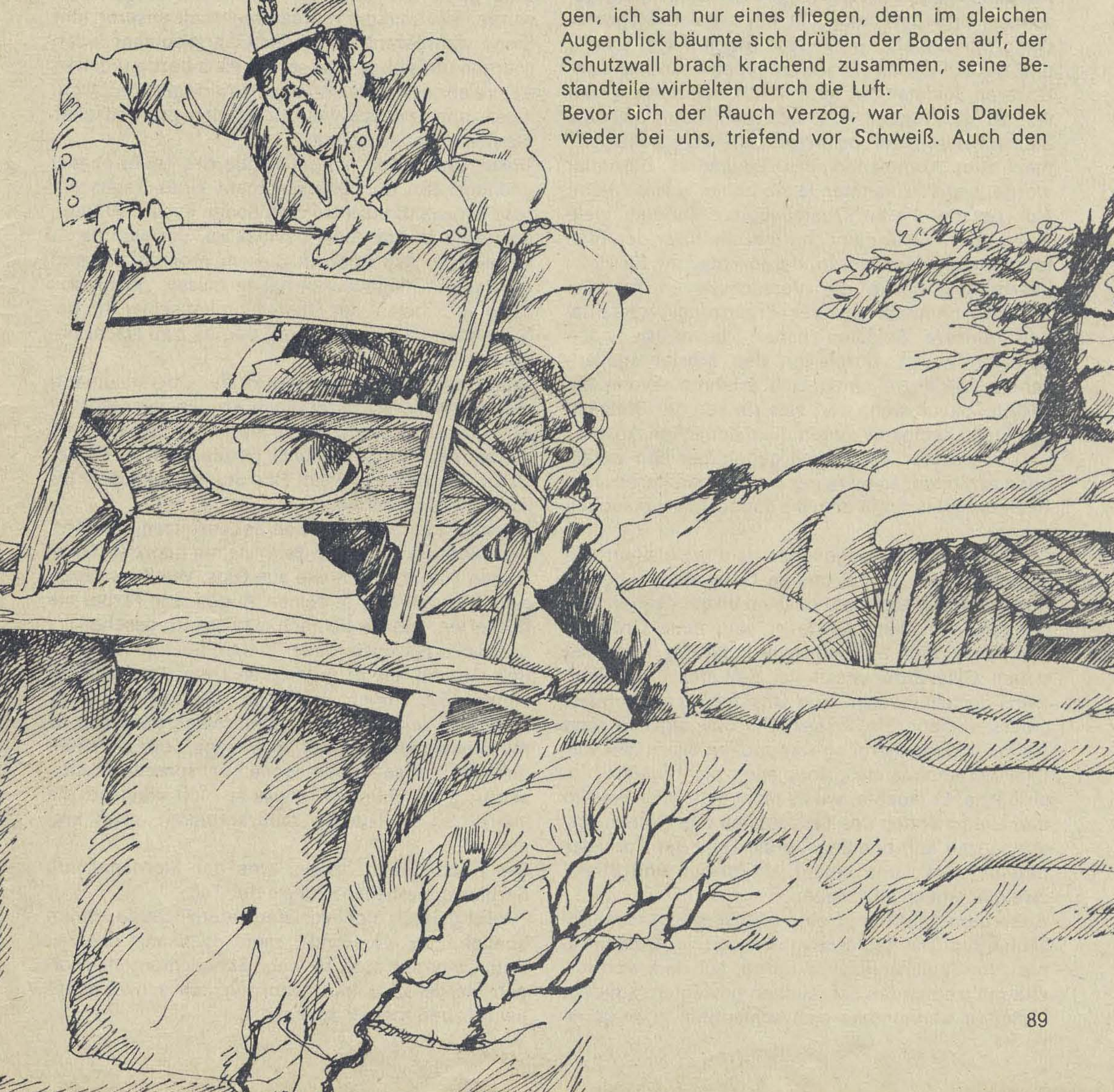
Material. Ich sah ihn einmal vor den Handgranatenverschlägen stehen und sie mit wunschvollen Blikken messen, als handle es sich um fremdes Hab und Gut.

Im Abenddämmer machte er sich an die Handgranaten heran. Zuerst trug er zwei der mit Stroh ausgestopften Uniformpuppen, die wir oft zum Spaß aus dem Graben steckten, an den linken Flügel der Kompanie. Dann warf er vor seine Stellung, die am rechten Flügel lag, ein Bündel Kukuruzstauden, anscheinend um nicht gesehen zu werden, wenn er aus dem Graben steigen würde. In der Tat sprang er ins Vorterrain, und zwar genau im Augenblick, da an unserem linken Flügel die Puppen hochgehoben wurden. Sein Sprung blieb unbemerkt, denn der Feind konzentrierte das Feuer selbstverständlich auf die beiden Ziele.

Erregt beobachteten wir Alois Davidek, der flach auf dem Boden lag. Was, wenn er sich aufrichtet? Aber es fiel ihm gar nicht ein, sich aufzurichten, dem Feind seine Figur darzubieten. Liegend, den Körper ans Erdreich gepreßt, bewegte er sich vorwärts. Das Wort „kriechen" wird im Sprachgebrauch oft für „Langsamkeit" verwendet. Hier kroch etwas mit der Schnelligkeit eines Salamanders, aber es war kein Salamander, sondern Alois Davidek. Er jagte dem Feinde im Zickzack zu, die winzigste Dekkung ausnutzend, bald eine Soldatenleiche, bald ein Hügelchen, bald ein Büschel vertrockneter Stauden. Selbst uns, die wir ihn nicht aus den Augen ließen, verschwand er zeitweilig aus den Augen. Wie ein Fassadenkletterer die Senkrechte aufwärts läuft und jede Mauerzacke, jedes griffgeeignete Ornament und jedes Gesimse ausnützt, so nun kletterte Davidek auf einer horizontalen Fassade.

Nachdem er einige Sekunden auf diese Weise liegend galoppiert war, buchstäblich „ventre á terre", verschwand er in einem flachen Granatkessel, etwa zwanzig Meter am Feind, und aus diesem seinem Kessel sausten nun in raschem Intervall vier Eier in den feindlichen Graben. Um die Wahrheit zu sagen, ich sah nur eines fliegen, denn im gleichen Augenblick bäumte sich drüben der Boden auf, der Schutzwall brach krachend zusammen, seine Bestandteile wirbelten durch die Luft.

Bevor sich der Rauch verzog, war Alois Davidek wieder bei uns, triefend vor Schweiß. Auch den



Rückweg hatte er bauchwärts zurückgelegt, weil er, wie er sagte, unsere Schüsse mehr fürchtete als die des Feindes, der in diesem Augenblick mit sich selbst beschäftigt war.
Der Regimentskommandeur ließ Alois Davidek rufen, schüttelte ihm die Hand, kredenzte ihm ein Glas Wein und ein Stück Torte und teilte ihn dem Regimentsstab zu. Nur unmittelbar vor Sturmangriffen wurde Alois Davidek in die Schwarmlinie beordert. Jedesmal bereitete er seine Aktion auf andere Weise vor, einmal zum Beispiel ließ er zwei kleine Schweine aus unserer Stellung nach vorne jagen, und während die Serben ihnen ihr Augenmerk zuwandten, explodierte ihr Schützengraben.
Eines Tages wurde auch ich zum Regimentsstab berufen, um den Meldungen über unsere Sturmangriffe einen ähnlichen Schwung zu verleihen wie Alois Davidek ihn seinen Handgranaten verlieh. Vielleicht war es Alois Davidek, vielleicht mir zuzuschreiben, daß unser Regimentskommandeur avancierte. Er übernahm ein Brigadekommando.
An seine Stelle kam ein langer Oberstleutnant, geschnürt und parfümiert, in übertrieben eleganter Uniform, Monokel über dem rechten Tränensack und Dünkel in den herabgezogenen Mundwinkeln. Unseren Soldaten aus dem nördlichen Böhmerwald war es gleichgültig, wer von den vielen tausend Stabsoffizieren der österreichisch-ungarischen Armee zum Kommando des Regiments bestimmt wurde, denn sie kannten ja die hohen Herren nicht. Nur gerade diesen Oberstleutnant kannten viele von ihnen. Er war nämlich Kontrolloffizier der Waffenfabrik Skoda gewesen, deren Abteilung für Holzbearbeitung sowie die Versuchsstellen für Geschütze innerhalb unseres Ergänzungsbezirks lagen. Unsere Soldaten hatten, bevor sie noch Soldaten waren, durch ihn den ärgsten militärischen Drill am eigenen Leib erfahren. Wenn ein Zehntel davon wahr war, was sie von der Brutalität des Oberstleutnants gegen die männlichen Arbeiter und von seiner Zärtlichkeit gegenüber den weiblichen erzählten, so wäre das Unbehagen bereits hinreichend erklärt, mit dem sie ihn bei uns auftauchen sahen.
Für Zärtlichkeiten gegenüber dem weiblichen Geschlecht fehlte es bei uns an Gelegenheit. Um so ungehemmter entfaltete er seine diktatorischen Neigungen. Vor allem führte er eine neue Ordnung ein. Punkt fünf Uhr morgens hatte der Koch mit einem Glas Zitronensaft am Bett des Oberstleutnants gestellt zu sein. Fünf Uhr dreißig begann der Oberstleutnant die Inspektion, die zugleich sein Verdauungsspaziergang war und ihn bis zu den vier Bataillonskommandos, aber auch nicht weiter hinaufführte. Er tauchte, wo es nicht gefährlich war, in den Unterständen des Telefonisten und Gefechtsordonnanzen auf, bemängelte die Lage der Tornister und Brotsäcke und befahl, Uniformen und Stiefel zweimal täglich zu putzen.
Außerdem heischte er eine unausgesetzte Straßensäuberung. Der Laufgraben, der von der Gefechtslinie zum Sanitätshilfsplatz führte, auf dem sich Köche mit tropfenden Fahrküchen bewegten, auf dem blutende Verwundete sich schleppten oder getragen wurden – dieser Einschnitt in Erdreich und Kot sollte gereinigt und gepflegt werden wie der Kiesweg eines Schloßparks. Fand der Oberstleutnant irgend etwas zu beanstanden, so ließ er den Schuldigen schnurstracks an den nächsten Baumstamm binden. Persönlich achtete er darauf, daß das keine Formalität blieb, sondern die Stricke tief ins Fleisch schnitten.
Glock sieben morgens schritt er zu einer sakralen Handlung. Für deren Vollzug hatte er sich gleich am ersten Tag eine nur für ihn bestimmte Latrine zimmern lassen, die an Komfort weit über das hinausging, was die „k. u. k. Anweisungen zum Bau feldtechnischer Anlagen" vorschrieben. Wohl bestand auch die für den Oberstleutnant hergestellte Konstruktion nur aus einer Bank, aber diese war so groß und so stabil, daß das ganze Offizierskorps gleichzeitig auf ihr hätte Platz nehmen können. Überdies war sie poliert und mit einer bequemen Rückenlehne versehen.
Uns verdroß die Mißachtung, mit welcher die Latrine direkt vor unserem Unterstand aufgerichtet wurde. Wir mußten mit der Mehrheit unserer fünf Sinne wahrnehmen, wie der Oberstleutnant jeden Morgen um sieben dort seinen Platz bezog und den Akt zelebrierte mitsamt einer eindringlichen Nachmusterung, zwecks welcher er sich prüfend über die Rückenlehne beugte.
Unser Unterstand lag am Rande des Laufgrabens, und dort sah der Oberstleutnant eines Tages ein paar Papierschnitzel auf dem Boden liegen. Wütend herrschte er den Alois Davidek an, der sich damit verteidigte, daß eben in diesem Moment jemand die Papiere hingeworfen haben müsse. „Klaub das Zeug auf", befahl der Oberstleutnant seiner ihn begleitenden Ordonnanz, „und trag es zum Nachrichtenoffizier!"
Vom Nachrichtenoffizier erfuhr der Oberstleutnant, daß die Papierschnitzel einen an den Infanteristen Alois Davidek adressierten Briefumschlag gebildet hatten. Alois Davidek wurde gerufen, um zu hören: „Du verlogenes Schwein! Eine Stunde anbinden! Du sollst an mich denken!"
Alois Davidek stand auf den Zehenspitzen, den Körper mit Stricken an den Baumstamm gepreßt. Seine langen Finger waren wie aus Gips. Weiß war auch sein Gesicht. Nur in seinen Augen war Farbe, sie flackerten, wie ich sie noch nie flackern gesehen.
Sie flackerten noch immer in dem noch immer weißen Gesicht, als er in unseren Unterstand zurückkehrte. Die Augen flackerten, aber sahen nicht. Alois Davidek hört auch nicht. Wenigstens gab er mir keine Antwort auf die Frage, ob er einen Schluck Kaffee haben wolle. Er sprach zu sich selbst. Er zischte sich etwas zu. Ich verstand die Worte „so ein Hund", „muß krepieren, muß krepieren".
Die Nacht brach herein, eine der Sternennächte Serbiens, die heller sind als der Tag.
„Willst du dich nicht schlafen legen?" fragte ich ihn endlich. „So ein Hund", sagte er zu mir oder zu sich, „morgen muß er weg. Schon morgen. Morgen werde ich's ihm besorgen, ich schwöre das beim Leben meiner Mutter."

Erschreckt setzte ich mich auf. „Du willst ihn erschlagen?" Die flackernden Augen richteten sich erstaunt auf mich: „Was redest du da? Erschlagen? Hältst du mich für einen Mörder? Ich bin ein Dieb, verstehst du: ein Dieb."
Als ich mich wieder hingelegt hatte und er mich wohl schlafend glaubte, schnallte er den Feldspaten von seinem Tornister los und verschwand aus dem Unterstand. Ich sprang auf und sah, wie er sich auf die Erde warf und vorwärtsjagte im Horizontallauf, den ich von seinen Exkursionen mit den Handgranaten kannte.
Erleichtert merkte ich, daß er nicht die Richtung zum Regimentskommando nahm, wo der Oberstleutnant schlief. Alois Davidek bewegte sich zur neuen Latrine. Dort, unter oder unmittelbar hinter dem Sitzbrett sah ich ihn, sein eigener Schatten, auf dem Boden herumkriechen, den Feldspaten hantierend, aber ich verstand nicht, was das bedeutete.
Zunächst dachte ich, daß er das Erdreich lockerte, damit die Bank umfalle, wenn sich jemand daraufsetzt. Oder wollte er gar die Stützpfeiler der Bank durchsägen? Ich war entschlossen, es zu verhindern, denn das mußte ja ans Tageslicht kommen.
Noch stiller und friedlicher als sonst Nächte in der Natur sind die Nächte im Krieg. Der Gefechtslärm, das ununterbrochene Knattern der Gewehrpatronen und das Rollen des Geschützfeuers werden von dieser Stille aufgesogen, lösen sich in ihr ohne Rückstand und dienen nur dazu, sie zu verstärken. Draußen rückt Artillerie vor, ächzen die Achsen, schnauben die Pferde, knallen die Peitschen und fluchen die Feuerwerker, und die Soldaten liegen im sanftesten Schlummer. Aber wenn im Zelt nebenan jemand zu schnarchen beginnt, fahren die Schläfer wütend auf, denn er stört die tiefe lärmende Ruhe.
Inmitten dieser Stille hätte ich genau gehört, wenn sich Alois Davidek an dem Bretterwerk der Latrine zu schaffen gemacht hätte. Absolut lautlos kroch Alois Davidek hinter dem Sitzbrett herum. Dabei bewegte er die rechte Hand, in der er den Spaten hielt. Dann sah ich ihn einige Maisstaudenbündel, die überall herumlagen, näher an die Latrine heranschieben.
Der Morgen kam. Punkt sieben schritt der Oberstleutnant wie immer zu seiner morgendlichen Tätigkeit. Ich schaute nach Alois Davidek aus, sah ihn aber nicht. So ließ ich, dem nichts Gutes schwante, den sitzenden Oberstleutnant nicht aus dem Auge, bis er zu Ende war.
In dieser Sekunde sah ich einen rasend schnellen Salamander, in Menschengröße, fest an den Boden geschmiegt und sich durch Maisstauden deckend, von hinten an den Oberstleutnant heranhuschen, fast unter ihn hin. Ein Feldspaten nahm etwas auf, und der Menschensalamander verschwand.
Der Oberstleutnant war inzwischen aufgestanden, drehte sich um und neigte sich, die Hände auf die Rückenlehne gestützt, hinab. Er sah nichts. Er beugte sich tiefer vor und sah nichts.
Er klemmte sein Monokel ins Auge und sah nichts.
Er nahm das Monokel aus dem Auge, hauchte es an, putzte es, klemmte es wieder ins Auge, beugte sich ganz tief hinab und sah nichts.
Neben mir stand der zurückgekehrte Alois Davidek und beobachtete den Oberstleutnant, der sich wieder auf die Latrine setzte.
Als der Oberstleutnant schließlich aufstand, resultatlos selbstverständlich, wankte er in seinen Unterstand und rief nach dem Regimentsarzt. Der rannte herbei, untersuchte den Oberstleutnant, verabreichte ein Laxativ und blieb bei ihm – mochten die verwundeten und ruhrkranken Soldaten unten am Hilfsplatz sehen, wie sie fertig würden, ein verstopfter Oberstleutnant hat vor laufender Kundschaft natürlich den Vorrang.
Alois Davidek lag wieder auf dem Anstand. Kaum eine halbe Stunde brauchte er zu lauern, bis der Oberstleutnant blaß seiner Latrine zueilte. Ruhig nahm Alois Davidek den Feldspaten und zog los. Wieder sah ich ihn, mit seinem Schatten vereinigt, dahinjagen, wieder sah ich ihn die Beute schöpfen, mit ihr verschwinden. Als er zurückkam, rieb er die Schaufel mit Erdreich ab und ließ Wasser darüberlaufen, sie hatte das ihrige getan und wusch ihre Hände in Unschuld.
Drüben stand der Oberstleutnant und straffte sich. Seine Bewegung atmete Befreiung, Befriedigung, Glück. Langsam, den Genuß verzögernd, wandte er sich um.
Und damit waren seine schönen Gefühle zu Ende. Verständnislos blickte er hinab, fassungslos beugte er sich tiefer und starrte regungslos auf das Nichts. Er untersuchte seine Kleider und Schuhe, ging um das Sitzbrett herum, musterte es genau. Nur das Nichts war überall, nichts als das Nichts.
Einem Kadaver glich er, als er sich zum Regimentsarzt schleppte, von ihm ein neues Abführmittel in Empfang nahm und sich aufs Feldbett legte. Wie uns eine Ordonnanz berichtete, wand er sich in Schmerzen, ein begreiflicher Zustand, da er zwei Dosen Laxativ im Leibe hatte und sonst nichts anderes, wenn auch er und der Regimentsarzt das Gegenteil glaubten.
Ein Krankenwagen fuhr vor, um den Oberstleutnant ins Divisionsspital zu schaffen.
Mit welchen Symptomen auch immer man im Divisionsspital eintraf, man wurde auf Dysenterie untersucht, und wer in der Dysenteriebaracke untersucht wurde, steckte sich unfehlbar von den Kranken an. Beim Oberstleutnant schien die Diagnose Dysenterie von allem Anfang an klar. Hatte doch das zweite Laxativ durch die Fahrt im ratternden Krankenwagen seine Wirkung getan und mangels anderer Masse nur Blut und Wasser zutage gefördert.
Einige Tage später kam die Nachricht vom Heldentod des Oberstleutnants sowie die postmortale Verleihung des Eisernen-Kronen-Ordens an ihn. In der Zeitung lasen wir den Bericht über die Enthüllung einer Ehrentafel in den Skoda-Werken; auch eine Straße sollte nach ihm benannt werden.
Und damit ist meine Geschichte zu Ende, die Geschichte eines Verbrechens mit tödlichem Ausgang, das nicht bestraft werden kann.
Illustration: Detlef Schüler


21 Ruderer des
ASK Vorwärts Rostock
haben zwischen 1964 und 1984
bei Europameisterschaften,
Weltchampionaten
und Olympischen Spielen
18 Goldmedaillen geholt.
Zum Beispiel diese fünf



Es war im August 1964, als ***Peter Gorny*** mit Günter Bergau und Karl-Heinz Danielowski auf der Amsterdamer Bosban Europameister im Zweier mit Steuermann wurde. Sechs Jahre später gewann er bei den Welttitelkämpfen im kanadischen St. Catherins gemeinsam mit Werner Klatt, dem heutigen Leiter der ASK-Segelsportmannschaft, Gold im Zweier ohne. Und 1971 wurden beide noch einmal Europameister in dieser eleganten Riemenbootsklasse.

Heute führt Fregattenkapitän Peter Gorny den Rostocker ASK, und der Chef des Komitees der Armeesportvereinigung Vorwärts bescheinigt dem 43jährigen Diplomsportlehrer fleißige Arbeit. Genosse Gorny wisse schließlich nur zu gut, meint Generalmajor Walter Herkner, daß sportliche Höchstleistungen und internationale Erfolge außerordentliche Hartnäckigkeit voraussetzen. Deshalb könne der Leiter wohl auch nicht sonderlich froh über die momentane Leistungsentwicklung in seinem Klub sein, bleibe sie doch derzeit unter den eigentlichen Erwartungen. „Klubleitung und Sportler sind sich einig, daß es erhöhter Anstrengungen bedarf, um aus diesem Wellental herauszufinden." Sentenz eines Generals, die nicht von un-



▶ Peter Gorny

▼ Der Gold-Achter von Klagenfurth 1969. Auf unserem Foto v. l. n. r.: Dieter Schubert (SC Einheit Dresden), Manfred Wiesner, Horst Walter, Wolfgang Wilde, Volker Thurow, Rolf Zimmermann, Wolfgang Wust, Klaus Liefke, Klaus Bärwald (alle ASK Vorwärts Rostock)

gefähr kommt. Denn von den Rostocker Ruder-Senioren überzeugte im vergangenen Jahr nur Joachim Dreifke...

Aber schauen wir noch mal zurück, denn lange bevor Joachim die Skulls durchs Wasser zog, legte sich

Manfred Wiesner

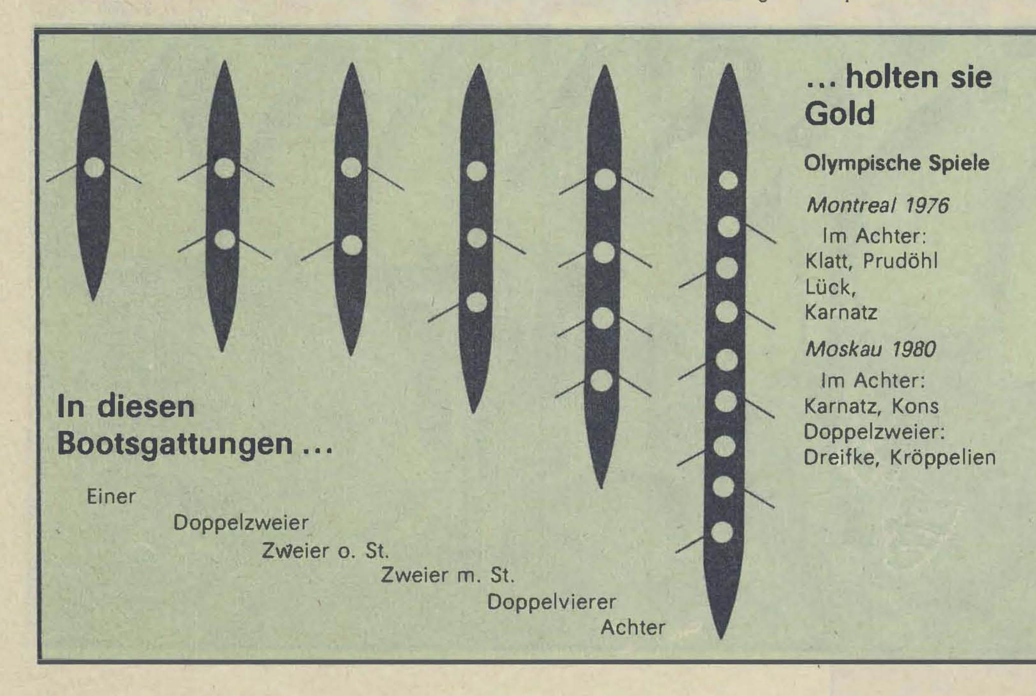
tüchtig in die Riemen und erlebte – vor nunmehr sechzehn Jahren – eine Sternstunde des ASK- und DDR-Rudersports. Bei den Europameisterschaften 1969 in Klagenfurth (Österreich) gehörte er zu jenem nahezu „astreinen" Volksmarine-Achter, der in dieser Bootsklasse das erste Gold der Männer in unser Land holte. Heute regiert der 44jährige Kapitänleutnant d. R. im alten Rostocker Hafen am Kabutzenhof das Pionierschiff „Vorwärts", hilft hier jungen Leuten, sich auf ihren späteren Beruf in der See- und Hafenwirtschaft, der Hochseefischerei und im Schiffbau, in der Volksmarine oder Grenzbrigade Küste vorzubereiten.

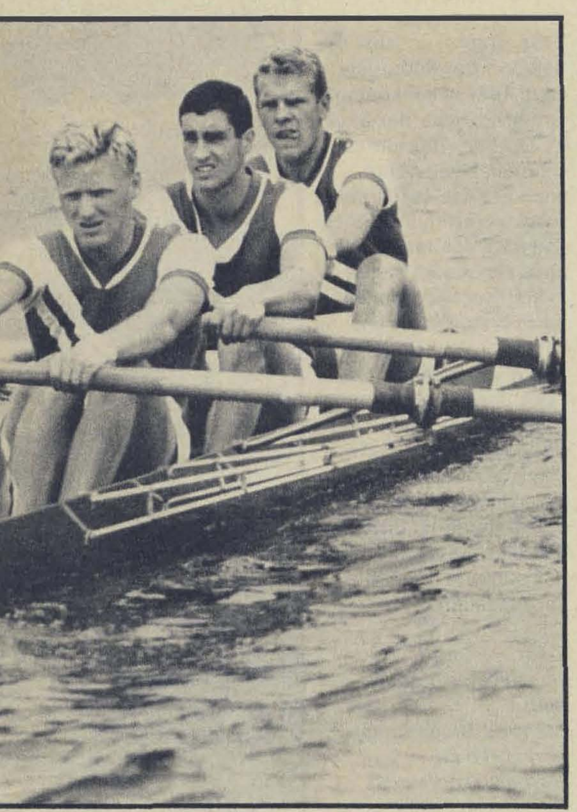
Und da ist

Karl-Heinz Prudöhl,

der 40jährige Korvettenkapitän. Seine internationale Sportkarriere begann mit einem tollen Rennen bei den 1973 zum letztenmal ausgetragenen Europameisterschaften auf dem Ruderkanal von Moskau-Krylatskoje. Der von Karl-Heinz Danielowski gesteuerte DDR-Verbandsachter gewann mit sage und schreibe 13 Sekunden Vorsprung den Titel! Weder zuvor noch danach gab es einen so überlegenen Achter-Sieg bei internationalen Championaten.

Zwei Jahre später saß Prudöhl bei den Weltmeisterschaften im mittelenglischen Nottingham wiederum im DDR-Achter. Nach einer indiskutablen Vorlaufleistung mußte sich die Mannschaft über den Hoffnungslauf für das Finale qualifizieren. Dort zeigte





◄ *Der ASK-Vierer o. St. – mit Bernd Meerbach, Peter Gorny, Karl-Heinz Prudöhl und Werner Klatt (v. l. n. r.) – auf dem Kurs der Internationalen Grünauer Ruder-Regatta am 21. Juni 1969*

sie den Mitfavoriten, aus welch hartem Holz sie geschnitzt war und – erkämpfte Gold, ein Jahr darauf in Montreal den Olympiasieg. Das war Karl-Heinz Prudöhls letztes Rennen. Seitdem sorgt er mit Geschick und Feingefühl für Meisternachwuchs aus der 1. Förderstufe, konnte bereits 21 Kindern vom Trainingszentrum des ASK zum Besuch der Kinder- und Jugendsportschule verhelfen. Bei ihm lernten beispielsweise die späteren Juniorenweltmeister Jens Bohlmann und Jürgen Reiß das Rudersport-ABC. Und 1984 durfte sich der TZ-Trainer bei den Landesmeisterschaften unserer Vierzehnjährigen über den Titelgewinn von Karsten Uth im Einer freuen, der mit Olaf Lux auch im Doppelzweier erfolgreich war. Größte Genugtuung aber bereitet dem noch immer athletischen Volksmarineoffizier die Tatsache, daß er seinen Jungen alles vorzumachen vermag, was er ihnen im Training abverlangt. Er ist ihr anerkanntes Vorbild.

Fällt nun der Name **Ulrich Karnatz,** dann wissen Eingeweihte, daß mit ihm alle internationalen DDR-Goldmedaillengewinne im Achter zwischen 1975 und 1980 verbunden sind. Der jetzt 32jährige Kapitänleutnant und Fernstudent der Finanzökonomie wurde fünfmal Weltmeister und zweimal Olympiasieger. Womit er sich als der bisher erfolgreichste Achter-Ruderer der Welt in die bald dreißigjährige Geschichte der ASV Vorwärts eingetragen hat.

Den Kreis besonders erfolgreicher ASK-Ruder-

Weltmeisterschaften

St. Catherins 1970
Im Zweier o. St.:
Klatt, Gorny

Luzern 1974
Im Doppelvierer:
Dreifke

Nottingham 1975
Im Achter:
Klatt, Prudöhl, Karnatz

Amsterdam 1977
Im Achter:
Lück, Kons, Frieberg, Karnatz, Jahnke
Im Einer:
Dreifke

Karapiro 1978
Im Achter:
Karnatz
Im Doppelvierer:
Dreifke, Kröppelien

Bled 1979
Im Achter:
Karnatz
Im Doppelvierer:
Dreifke, Kröppelien

München 1981
Im Doppelzweier:
Dreifke, Kröppelien

Luzern 1982
Im Achter:
Kons, Sennewald

Europameisterschaften

Amsterdam 1964
Im Zweier m. St.:
Bergau, Gorny, Danielowski

Klagenfurth 1969
Im Achter:
Bärwald, Liefke, Thurow, Walter, Wiesner, Wust, Zimmermann, Wilde

Kopenhagen 1971
Im Zweier o. St.:
Klatt, Gorny

Moskau 1973
Im Achter:
Klatt, Prudöhl, Danielowski



recken schließt vorerst **Joachim Dreifke,** der 1984 seine aktive Laufbahn beendete. „Standesgemäß": mit dem Gewinn der berühmten Luzerner Rotsee-Regatta im DDR-Doppelvierer.

Sein Name tauchte zum ersten Mal in der Siegerliste internationaler Titelkämpfe auf, als er zur WM 1974 in eben dieser Bootsklasse die Konkurrenz bezwingen konnte. Seitdem kam der geborene Greifswalder Jahr für Jahr medaillengeschmückt von internationalen Wettbewerben nach Hause. Und nun sind dem Korvettenkapitän, diesem fünfmaligen Weltmeister in drei Bootsgattungen und Olympiasieger im Doppelzweier, die Skull-Junioren des Rostocker ASK anvertraut; unter ihnen Tom Pyritz und Jürgen Reiß, die Gewinner der FISA-Titelkämpfe (FISA: Internationale Föderation der Rudervereine) 1984 in Jönköping. Großes leistete der Skuller Dreifke, Überdurchschnittliches möchte auch der Trainer Dreifke zustande bringen. „Einer von fünf Veteranen, die für viele andere stehen", meint Fregattenkapitän Karl Lorke, Mannschaftsleiter der ASK-Ruderer. „Sie alle haben zur Stärkung unserer Sportmannschaft beigetragen. Und sie legten Riemen oder Skulls in die Hände Jüngerer in der durchaus berechtigten Hoffnung, daß diese unserem guten Ruf nun erst recht alle Ehre machen."

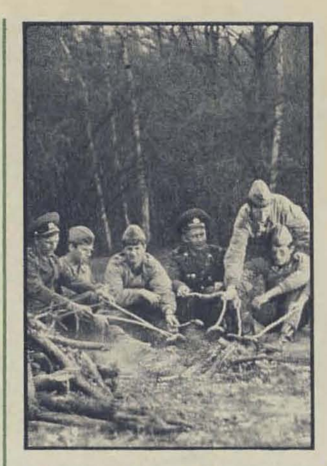


◄ ***Ulrich Karnatz***

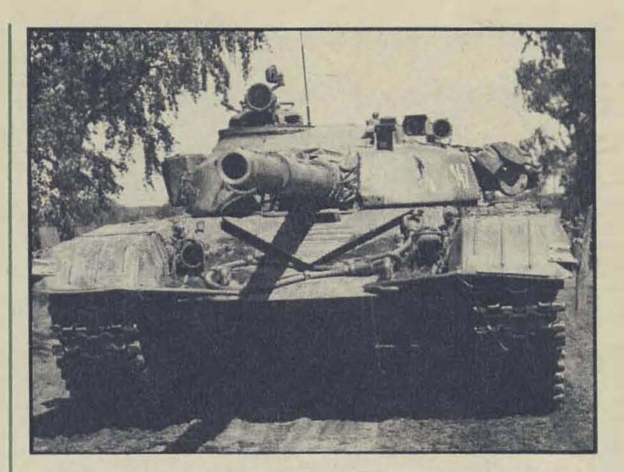
▼ ***Joachim Dreifke***

Text:
Hans-Dieter Braden
Bild:
Manfred Uhlenhut (5), Karl Lorke (1), Herbert Kronfeld (1)





UNSER TITEL: Aufklärer der GSSD und der NVA besuchte Oberstleutnant Gebauer (s. S. 60–65).



UNSER POSTER: In einer Waldschneise begegnete Fotoreporter Joachim Tessmer diesem Panzer: Ein 40 Tonnen schwerer T-72, ausgerüstet mit einer 125-mm-Glattrohrkanone.



ARMEE-RUNDSCHAU
SOLDATENMAGAZIN

Herausgeber:
Ministerium für Nationale Verteidigung
Verlag: Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin, 1055 Berlin, Storkower Str. 158, Tel.: 4300618
Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag
Anschrift der Redaktion: 1055 Berlin, Postfach 46130 – Telefonanschluß des Verlages
Lizenz-Nr. 234 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Gesamtherstellung: INTERDRUCK Graphischer Großbetrieb Leipzig, Betrieb der ausgezeichneten Qualitätsarbeit, III/18/97
Gestaltung: Kurt-Norbert Marsand/ Joachim Hermann
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion
Artikelnummer (EDV): 52315
Erscheinungsweise: monatlich
Preis je Heft sowie Abonnementspreis DDR: 1,– Mark (Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT zu entnehmen)

Redaktionsschluß dieses Heftes: 18. 2. 1985

Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die Deutsche Post, in den sozialistischen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel. Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an den Außenhandelsbetrieb BUCHEXPORT, DDR-7010 Leipzig, Leninstr. 16, Postfach 160

Anzeigenverwaltung: Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin, Absatzabteilung, 1055 Berlin, Storkower Str. 158, Tel.: 4300618/App. 330 – Anzeigenannahme: Anzeigenannahmestellen in Berlin und in den Bezirken der DDR. Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 7

INHALT

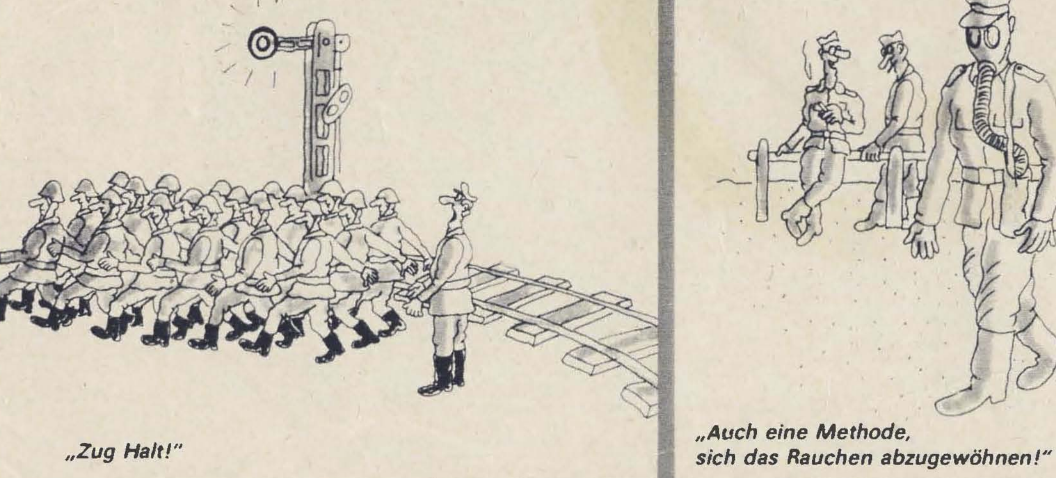
BA-Kammer

„Soso, und Sie sind gerade von Ihrem Rundgang zurück!"

„Ich bewache die Übergrößen!"

Wegen Warenannahme vorübergehend geschlössen!

SIE WERDEN'S SCHON NOCH LERNEN! *tröstet uns Frank Steger*

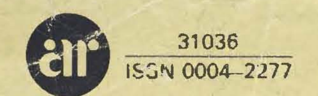


„Zug Halt!"

„Auch eine Methode, sich das Rauchen abzugewöhnen!"



„Verzeihung, sind Sie der Batteriechef?"


31036
ISSN 0004-2277

Gastgeberin im Zweiten:

Andrea Horn

Bild: Bodo Foht